

Ostland

Vom geistigen Leben der Auslandsdeutschen

2. Heft

Februar 1928

3. Jahrgang

Deutsch-baltische Gegenwart

Siebenbürgisches Widmungsblatt den Freunden in Estland!

von Dr. Richard Czaki-Hermannstadt

Deutsch-baltische Gegenwart in Estland, beobachtet von einem Siebenbürger Sachsen, der durch die Literatur und durch persönliche Bindungen innerlich schon lange den Dingen näher gerückt war und der nun in der Zeitspanne einer Woche lang ersehnte und endlich erfüllte Gelegenheit hatte, unmittelbare Betrachtungen anzustellen!

Das Bild, das sich dem Fremden von deutsch-baltischer Gegenwart alsbald einprägt und dessen Konturen bei näherer Beobachtung nur schärfer hervortreten, ist das einer grotesken Gegensätzlichkeit. In zwei Richtungen spitzt sich diese Kontrastwirkung ganz besonders zu:

Der deutsch-baltische Mensch, der sich heute in Reval und Dorpat mit derselben inneren Selbstverständlichkeit und gebundensten Zugehörigkeit bewegt wie in den glänzenden Tagen der Hansezeit, kommt mir vor wie eine Persönlichkeit großen und größten Zuschnitts, die in die winzigsten Maße physischer Lebensformen eingeklemmt wurde. Ja dieser baltische Mensch! Mancher, der als „völkischer Studienreisender“ nach Reval kommt, wird von dem „Eigentlichen“ des baltischen Wesens gar nichts merken und mit seinen stereotypen „Sehr nett“ und „Ach zu niedlich“ die Tiefe des Eindrucks beschließen, mancher wird vielleicht sogar einen gewissen Anstoß finden an der Selbstsicherheit und Selbstverständlichkeit, mit der man hier ernst, tiefernst und wichtig genommen werden will trotz der winzig kleinen Verhältnisse. Wer aber ein bißchen untertaucht in das Erleben des letzten Jahrzehnts und wer das Verflochtensein mit den Jahrhunderten in seiner ganzen Innerlichkeit nachfühlt, wer in diese Augen gesehen hat und den Tonfall und die Klangfarbe dieser Stimmen zu deuten weiß — der steht erschüttert und bewundernd da vor solchem Volkstum. Der trägt zugleich ein seltsames Bewußtsein stärkster Gehobenheit in sich, Deutscher zu sein. Hier, wo dem deutschen Volksbesitz die allerschwersten Wunden geschlagen wurden, hier, wo sie wie nirgend in der Welt in die Minderzahl gekommen sind, erlebt man das Glücksgefühl, stolz sein zu dürfen, daß unserem Volk solche Ausprägung deutschen Menschentums beschieden

war. Ich wage das Wort: Wenn deutscher Kolonisationsarbeit nichts anderes gelungen wäre als diesen Menschenschlag in solcher Reinkultur der Hochzüchtung hervorzubringen, so wäre sie auf das schönste erfüllt. Denn hier ist der Beweis erbracht, daß der deutsche Mensch wandlungsfähig und biegsam ist und doch starr und hart bleibt, daß es eben auch den politischen deutschen Menschen im höchsten und besten Sinne des Wortes geben kann, an dem das deutsche Mutterland so oft zweifelt. Oder mit anderen Worten gesagt (was aber ganz genau dasselbe bedeutet): Deutsches Volkstum als geschlossenes Ganzes, deutsche Volksgemeinschaft ist möglich auf Grund des entwickelten, gehobenen Einzelbewußtseins, das in dieser Einfügung die höchste Erfüllung sieht. Wer die Balten kennen gelernt hat, kann die Hoffnung auf eine endliche Einheit des deutschen Volkes nicht aufgeben!

Im einzelnen hat mich in Reval und Dorpat besonders stark beeindruckt jene unnennbar feine Grazie des inneren Menschen, die den ehemals mit fürstlichen Gütern gesegneten Gutsherrn und all die anderen, die Tage des äußeren Glanzes und der persönlichen Machtfülle gesehen haben, befähigt, mit stärkster seelischer Elastizität, mit merkwürdiger Objektivität und Kühle des Urteils, mit abgeklärter Güte auch den Räubern ihres Eigentums gegenüber und doch auch mit stellenweise jäh hervorbrechender Leidenschaftlichkeit, mit dem Sarkasmus der über den Dingen Stehenden in diesem grotesken estnischen Leben und Staate zu stehen, zu hoffen, zu arbeiten, selbst am kleinen und kleinsten nicht zu verzagen. Wird doch selbst dies Kleinste durch Seelengröße geedelt, und wer kann wissen, ob der baltischen Menschheit nicht noch einmal eine größere Zeit, mehr Fassungsraum für diesen großen Inhalt der Seele und des Geistes gegeben sein wird! Und wenn nicht — was verschlägt's: „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aonen untergehn.“ So gewinnt dieses baltische Leben einen tiefen Sinn an dem — äußerlich betrachtet — so grotesken Widersinn der Gegenwart — einen so tiefen, lebensvollen, von der Realität der Gegenwart unabhängigen und doch freimütig in die Gegenwart getauchten Sinn, wie ich ihn nirgend erlebt!

Alles ist hier Sinn und scheinbarer Widersinn, nicht nur das Leben des Einzelnen, sondern auch das der Gemeinschaft. Jene groteske Kontrastwirkung, von der oben die Rede war, wird, wenn man das Gesamtgemälde der deutsch-baltischen Gegenwart betrachtet, womöglich noch gesteigert. Das Einzelschicksal mag sich in das Unvermeidliche einer Herabminderung des Lebenszuschnittes mit Größe fügen, über der Volksgemeinschaft aber lastet der Druck und die Verantwortlichkeit der Volks- und Kulturerhaltung, lastet also auch der ganze organisatorische Widersinn, der dem kleinen Staate und seinen noch kleineren Minderheiten aufgebürdet erscheint. Wer an die knapp 25.000 Seelen zählende deutsche Minderheit in Estland mit der zahlenmäßigen Beurteilung herantritt etwa in der Art, daß er ausrechnet, die estländischen Balten bildeten nur den 30. Teil der Deutschen in Rumänien oder nur den 1500. Teil des Gesamtauslanddeutschtums, der wird angefaßt dieses verschwindenden Bruchteils zu dem Ergebnis kommen, daß eine tatkräftige Förderung etwa seitens des Mutterlandes hier doch nicht viel

Sinn habe, wo in anderen Gebieten Millionen betreuungsbedürftiger, unmündiger Auslanddeutscher leben. Wollte man also mit dem mathematisch-geometrischen Zirkel in der Hand abmessen, wieviel Mittel, entsprechend der Menschenzahl, für das Deutschtum in Estland aufgewendet werden sollten, so käme wahrhaftig nicht viel heraus. Aber wie verkehrt wäre eine solche Rechnung! Sind doch diese 25.000 Menschen in ihrer moralischen, geistigen, organisatorisch-praktischen Wirkung auf das binnendeutsche Volk und vor allem auch auf das übrige Auslanddeutschtum von so ausschlaggebender Bedeutung, daß sie mit diesem geistig-sittlichen Gewicht ihrer kleinen Volksgemeinschaft wohl das hundertfache der Zahl bedeuten. Der Geist ist's, der lebendig macht! Die Lebendigkeit ihrer Gemeinschaft, die Disziplin ihres Volksbewußtseins, die hohe, inhaltvolle Durchbildung ihrer Organisation, die beispielgebende Arbeit, die sie in der Schaffung neuer Bildungszusammenfassungen (Kulturautonomie), neuer Arbeitsmethoden leisten, all das prädestiniert sie zu maßgebenden Wegbereitern auslanddeutscher Kulturaufgaben überhaupt. Gerade weil sie so wenige sind, läßt sich an ihren Lebensformen das Experiment neuer Lebensnotwendigkeiten für auslanddeutsche Gemeinschaftsarten um so exakter vornehmen und dann mit den entsprechenden Einschränkungen oder Erweiterungen auf andere Zusammenhänge anwenden. Aber auch für das Mutterland können sie im besten und tiefsten Sinne praeceptores Germaniae sein, so daß sich die Erhaltung dieses Splitters sehr wohl lohnt, selbst unter erheblich größeren Opfern, als es, rein zahlenmäßig genommen „opportun“ erscheint! Welche innere Kraftquelle für das Binnendeutschtum, wenn es sieht, welcher Glaube an deutsches Wesen und deutsche Zukunft aufrecht steht bei Menschen, die sich aus kümmerlichsten Überresten früherer Herrlichkeit eine Hochburg deutschen Geistes und Zukunftshoffens bauen! Welches Beispiel der Volkskultur, bestehend in freiwilliger Disziplin und Aufopferungsfähigkeit ohne Hoffnung auf äußeren Lohn! Welche Freude an diesem Menschentum voll natürlichster Herzlichkeit und Geselligkeit, voll bester Sitte bei höchster Freiheit, voll Gemeinsamkeit bei ausgebildetesten individueller Kultur! Was fragen wir da nach Masse, wenn wir die Güte der Wenigen haben! Wenige haben immer das Gute, Wertvolle, Eigentliche geschaffen, zum Beispiel, zur Nachahmung und zum — Undank der Vielen. Hierin liegt baltisches Schicksal, baltische Trauer und doch auch Stolz beschlossen. Wer ein solches Bewußtsein in sich trägt, kann letzten Endes (auch als Volksgemeinschaft) untergehen. Das Bewußtsein muß nur darin gipfeln, daß die große Volksgemeinschaft in den Blutkreislauf ihrer Kultur etwas von diesem Gesund-Eblen (im besten Sinne Adligen) des von den Wenigen geschaffenen Lebenselixiers aufgenommen habe. Selbst unsere „demokratische“ Zeit wird nicht darüber hinwegkommen, daß ein Adel der Gesinnung und der Leistung von Wenigen, Ausgewählten her ihr den Stempel aufprägt. Glücklicherweise in diesem Sinne das baltische Volk, in dessen schwerster Gegenwart die Prüfung bestanden wurde, daß sich Adel der Geburt und der Jahrhunderte mit Adel der Gesinnung und Leistung vollständig, aber wirklich vollständig deckt!

Schwarzes Meer

(Den Freunden in Mangeapunar)

von Adolf Meschendörfer

Wenn du in deiner engen Muschelschale
mit ungeheuren Gliedern lüstern stöhnst,
mit deinem aufgerichteten Pokale
im Feuerstrom des Sonnenjünglings dröhnst —

dann stürzen deine Saaten jäh zu Tale
mit Farben, die du unermüdlich tönst,
bis du erschöpft zum ungezählten Male
den Heißgeliebten wieder dir versöhnst.

Der Konstantine Stadt trägst du als Krone.
Noch funkelt sie, zerfressen, halb verwest.
Die tausend Ruppeln prangen wie zum Hohne,
umsonst, daß du mit Silberarmen flehst
um deine rosa Riesenanemone,
wenn du schwer atmend dann zur Ruhe gehst.



Frohinn und Lebenswille in siebenbürgisch-sächsischer Dichtung*

von Luß Korodi-Hannover

„Der Humor trägt die Seele über Abgründe hinweg und lehrt sie, mit ihrem eigenen Leid spielen.“ Das bekannte Wort Anselm Feuerbachs bezeugt so mancher lachende Philosoph in der Literatur und auf den Brettern der Bühne, der in seinem persönlichen Leben ein tiefster Mensch ist. Heiterkeit des Geistes überhaupt verträgt sich sehr wohl auch mit draufgängerischer Kampfnatur. Solche seelische Wechselwirtschaft ist vielleicht die glücklichste Voraussetzung für die stets sich

* Rundfunk-Vortrag, gehalten auf der „Deutschen Welle“ - Berlin

erneuernde Elastizität, die wir brauchen, um der Widerwärtigkeiten des Alltags Herr zu werden. So fordert das Bedürfnis nach starker Entspannung gebieterisch sein Recht gerade bei den Menschen und Völkern, denen das Schicksal die härtesten Aufgaben gestellt hat. Die schwierige geographische Lage des Deutschland im geschlossenen Sprachgebiet hat ihm den festen Willen zum Leben aufgezwungen; am deutlichsten bekundet sich das im Norden seines Landes. Aber während der deutschen sittlichen Weltanschauung der Königsberger Philosoph das schärfste Gepräge gab, war es wieder der Norden, der uns in dem vom Geschick hart bedrängten Fritz Reuter den gemütvollsten Humoristen schenkte. Die Deutschen, die aus der lieben Heimat in weite Ferne zogen, nahmen als wertvollstes Erbe gerade diesen scheinbar zwiespältigen Charakter mit in die Fremde. Dies Erbe allein macht sie fähig zur unbedingten Lebensbejahung, zu dem gefunden Optimismus, der im unerschütterlichen Bekenntnis des Dichters aufgeht: „Dem Manne geziemt, auch verzagten Gemüts genau so zu handeln, als ob er noch hoffe!“

Wer meine Landsleute in den siebenbürgischen Karpathen besucht, mag sich oft darüber wundern, wie vergnügt, ja ausgelassen fröhlich diese Menschen im geselligen Verkehr sein können, die doch wahrlich in all den Jahrhunderten ihrer Geschichte nie auf Rosen gebettet waren. Und ihr Frohsinn ist nicht etwa gelegentlicher Ausdruck verzweifelten Galgenhumors, er entspricht nur jener unbewußten Ökonomie angeborener Gemütskräfte, die in ihrem Zusammenwirken dem Volke wie dem Einzelnen die sicherste Gewähr bieten für Selbstbehauptung.

Siebenbürgisch-sächsische Dichtung aller Art in bunter Auswahl soll uns heute ein möglichst vielseitiges Bild von diesem Volkscharakter bieten. Hier und da fällt auch manches derbe Wort, aber nicht nur gegen andere; auch herbe Kritik an den Schwachen in den eigenen Reihen fehlt nicht. Die Retouche eitler Schönfärberei wäre nur irreführende Fälschung.

So fangen wir denn mit einem Stück Schöpfungsgeschichte an, wie sie die Volksfage sich zurechtgelegt hat, die ursprünglichste Form der Poesie.

Wie Gott die Siebenbürger Nationen schuf.

Da Gott der Herr seinen Fuß nach Siebenbürgen hereinsetzte, sprach er die Worte: „In dieses gespaltene Land der drei Anfangsflüsse will ich drei Völker setzen.“

Er stieß mit dem Stab den Rieselfstein an, der am Wege lag, und sagte: „Kelsfel Jancsi“ (madjarisch: Steh auf Hans!) Der Szekler sprang daraus empor und rief: „Ih teremtette“ (Donnerwetter, was ist los!)

Ein Lehmlösz war nicht weit davon, und Gott der Herr redete zu ihm mit den Worten: „Stöt af Mächel!“ (Aufstehen Michel!) Der Sachse erhob sich die Augen reibend und sprach: „Hoi, wat gid et, Här föter?“ (Heda, was gibt es, Herr Vater?)* Und weiter des Weges lag auf dem Gras eine Art Polenta, die

* So wird in Siebenbürgen auch der Pfarrer genannt. Der liebe Gott wird demnach als Theologe vorgestellt.

Gott der Herr mit dem Fuß berührte, sprechend: „Scoală-te române!“ (Steh auf, Rumäne!) Der stand auf, und tief verbeugt fragte er: „Ce poruncești, jupâne?“ (Herr was befehlst du?)

Das Gegenstück dazu bildet die Geschichte, „wie die Siebenbürger Christum vom Kreuz befreien wollten“:

Da sie in Siebenbürgen das Schreckliche vernahmen, die Juden hätten Christum gekreuzigt, traten die Nationen zusammen und berieten, wie sie den Heiland vom Kreuze befreien sollten.

Der Szekler sprach: „Schlagen wir die zwei römischen Söldlinge nieder, die das Kreuz bewachen!“

Der Sachse meinte: „Das ist nicht erlaubt; reichen wir beim Herrn Statthalter Pilatus eine Bittschrift ein, daß er Christum freigebe.“

Der Rumäne sprach: „Gebt euch Ruh bis zur Nacht, dann nehme ich ihn vom Kreuze.“

Abelnehmen darf ein Volk dem anderen solche Neckerei nicht. Sie bleiben sich gegenseitig nichts schuldig, die Völker, und zeigen sich in ihrer Art wieder erkenntlich, mit ähnlicher Münze zahlend.

Der Zigeuner ist in Siebenbürgen ein besonders dankbares Objekt harmloser Legendenbildung. Hören wir, „wie er einen Kürbis ausbrütet und warum er Pferde stiehlt“. Die Geschichte ist nicht ganz original, aber landschaftlich echt eingepaßt:

Ein Zigeuner kam einst auf einen Jahrmart und sah hier zum ersten Male große Kürbisse. „Wai de mine!“ (Wehe mir) rief er verwundert und machte große Augen, „was ist denn das?“ Der Verkäufer, ein Schalk, sah gleich, mit wem er es zu tun habe, und sprach mit ganz ernster Miene: „Fülleneier!“ „Wai, domnule! (Wehe, Herr!) Jetzt begreife ich Dummkopf, warum die jungen Füllen meist so rot sind, nun von den roten Eiern, von was denn sonst“ rief er freudestrahlend, und der Mund wässerte ihm nach dieser Seltenheit. Er bat den Mann, er solle ihm doch auch eines verkaufen, daß er ein Pferd bekomme. „Ja das kannst du nicht bezahlen, das ist für dich zu teuer,“ sprach der Verkäufer, setzte aber sofort hinzu: „Freilich, wenn du ein Ei kauftest und brütetest das aus, so würdest du ein steinreicher Mann werden; denn das Füllen würde wieder Füllen bekommen und diese wieder, und alle diese Füllen verkaufst du um teures Geld.“ „Was verlangst du denn dafür?“ sprach der Zigeuner mit Eifer. „Einhundert Gulden, und davon lasse ich keinen Kreuzer nach, und eines gebe ich nur gerade dir, weil du es bist; du darfst aber niemandem von unserem Handel etwas sagen; nur schnell bedenke dich, ehe jemand kommt!“ „Topp!“ schlug der Zigeuner dem Verkäufer in die Hand. „Es ist zwar viel Geld, allein das Füllen wird es ja zurückbringen. Aber wie soll ich das Ei denn ausbrüten?“ Der Schalk sprach: „Du gehst ganz allein auf einen einsamen Berg, wo dich niemand sieht; hier legst du das Ei auf die Spitze nieder und sitztest darauf so lange, ohne dich auch nur einen Augenblick zu

rühren, — denn sonst ist alle Mühe umsonst, — bis das Füllen herausspringt.“ Der Zigeuner zählte sofort die hundert Gulden auf, nahm ein vermeintliches Füllenei, versteckte es auf die Mahnung des Verkäufers, damit niemand etwas merke, und lief übergücklich davon und stracks auf einen einsamen Berg, den er wohl kannte, setzte sich hier sogleich auf den Kürbis und brütete. Zwei Tage hielt er es aus, ohne sich zu rühren, denn Mundvorrat hatte er sich mitgenommen, am dritten Tage aber sprang er auf und etwas seitwärts, um eine dringende Privatangelegenheit zu erledigen; sofort rollte der Kürbis bergab in ein Gesträuch und husch! rannte ein aufgestöberter Hase aus diesem heraus. Der Zigeuner meinte, das sei das Füllen, das eben aus dem Ei herausgesprungen und lief dem Hasen nach. „Mutschi, Mutschi!“ rief er seinem Füllen, dann pfiß er, wie man Pferden pfeißt, und rief wieder: „Mutschi, Mutschi, komm doch her, ich bin ja dein Vater!“ Doch der Hase kehrte nicht um und war bald über alle Berge. „O weh, o weh! mein Pferd, mein Pferd, warum bist du mir fortgelaufen, du kostest mich ja hundert Gulden!“ so rief er untröstlich einmal über das andere, doch war alles umsonst.

Darum aber glaubt bis zum heutigen Tage der Zigeuner, wenn er irgendwo im Gebüsch ein Pferd sieht, es sei sein Füllen, das er ausgebrütet habe, und eignet es sich an, wenn er es nur irgendwie erhaschen kann, schwingt sich darauf und sprengt — hast du nicht gesehen! — davon, und kein Mensch kann ehrlicherweise sagen, er habe es gestohlen; es kostet ihn ja seine hundert Gulden! . . .

Auch die lustige Geschichte, wie die Szekler (Siebenbürger Madjaren) den Mond aus dem Wasser gezogen haben, wo sie ihn im Spiegelbild liegen sahen, ist nicht siebenbürgischer Eigenbau, aber die Einkleidung (von Ernst Thullner) in der Mundart wirkt urwüchsig genug, zumal der Schluß mit der Nuganwendung „Woräm der Zäkel e si stülz äs“ (Warum der Szekler so stolz ist):

Sängt dies käst tä mät dem Zäkel
 si hüsç riède, wä te wällt,
 hī schnappt nor de Pippendäkel,
 spockt verächtlich, als en Häld,
 dinkt, wat wäll em vun diē Legden,
 sä hu' Grifzet näst gedön,
 doch meng Alder hu vir Zegden
 ous dem Wasser bröcht de Mön.

Seit der Zeit kannst du mit dem Szekler
 reden so schön du willst,
 er schnappt nur den Pfeifendeckel,
 spuckt verächtlich wie ein Held,
 denkt, was will man von den Leuten,
 sie haben Großes nichts getan,
 aber meine Eltern (Altvordern) haben vor Zeiten
 den Mond aus dem Wasser gebracht.

Sentimental ist der Siebenbürger Sächse natürlich auch, muß es sein als Deutscher, — der Grundzug des Liebesliedes ist Schwermut; aber fecker Übermut schafft immer wieder den seelischen Ausgleich. Die gegensätzlichen Stimmungen prallen oft drastisch aufeinander:

De Zegden ändre' sich.

Am Guërte' säht en inich Vuër —
et äs der Misch mät sengem T'reng —
dä striche sich und dä sich h'isch,
Wä messen dä doch gläclich s'eng!

„Misch-e! Huëst lä mich wärllich gärn?
si recht vun Härzen?“ fröcht det T'reng.
„Cha!“ sprächt der Misch, „ich kânt vör Läv
dich friëßen. Ech hän iwich deng.“
E' Jör vergit. Und wedder säht
der Misch am Guërte' mät dem T'reng.
Si freißt und tuëwt, ät grengt und schrät.
Hm, hm! Wat sil det nana s'eng?
„Tä wüßt mich friëße' jö vör Läv“,
fët nä det T'rengchen un ze klön.
„Schwech ställ! Et did mer lid genach,
dat ich et dämolß net gedön.“ — —

Die Zeiten ändern sich.

Im Garten sitzt ein lieblich Paar —
es ist der Michel mit der Katrein —
die streicheln sich und tun sich schön,
wie müssen die doch glücklich sein!
„Ach Michel! hast mich wirklich gern?
so recht von Herzen?“ fragt Katrein.
„Ja!“ spricht der Misch, „ich könnt vor Lieb
dich fressen. Ich bin ewig dein.“
Ein Jahr vergeht. Und wieder sitzt
der Misch im Garten mit Katrein.
Er freißt und tobt, sie greint und weint.
Hm, hm! Was soll denn dies nun sein?
„Du wollst mich fressen ja vor Lieb“,
fängt jekt zu klagen Trine an.
„Schweig still! Es tut mir leid genug,
daß ich es damals nicht getan.“ — —

Die Neigung und Notwendigkeit, vom Stacheldraht auch in friedlichen Zeitläuften persönlichen Gebrauch zu machen, verrät sich oft in Ernst Kühlbrandts epigrammatischen Kleinigkeiten.

Hagedorn und Butterblume.*

Sprach zum Hagedorn die Butterblume:
„Freund; du strebst nach sonderbarem Ruhme!
Finde es gehässig und abscheulich,
sich den Leib mit Dornen zu besetzen.
Willst du Mensch und Tier damit verletzen?
Unverständlich ist's und unverzeihlich:
Wedder deine Frucht noch deine Blüte
ist von so begehrenswerter Güte,
daß man sie mit solchen Waffen hüte.“

Sprach der Strauch zur Blume: „Liebe Schwester,
sieh', es bergen Vögel ihre Nester
eben dieser bösen Dornen wegen
sicher h'ier in störrischen Gehegen.“

* Entnommen der Sammlung aus 8 Jahrhunderten deutscher Dichtung „Jenseits der Wälder“, herausg. von Richard Csafi (Hermannstadt, W. Krafft 1916).

Solchen Gästen tu ich nichts zuleide.
 Andre freilich zupfe ich am Kleide,
 nehme mir ein bißchen von dem Zolle,
 den die Dummheit zahlt mit ihrer Wolle,
 unbekümmert, ob das Schaf mir grosse.
 Und mein Ruf — ach Gott ich bin zufrieden
 mit dem Namen, der dem Dorn beschieden,
 seit die Dornenkrone überstrahlte,
 was mit andern Diademen prahlte,
 und ich denke mir, du weißt mit nichten
 ähnlich unvergeßliche Geschichten
 mir von Butterblumen zu berichten.“

Ein anderes Register! Zeitgeschichte mit nationaler Dominante:

Der Zorn (von Michael Albert)

Es hat ein Volk einst Gott den Herrn,
 zu zeigen ihm der Rettung Stern;
 da sandte Gott in seiner Huld
 dem armen Volke die Geduld,
 damit es fleißig, still und treu
 aus seinem Innern sich erneu;
 doch nahm der Feind ihm Gut und Hab'
 und schnitt ihm Nas' und Ohren ab.
 Da gab ihm Gott zum Kampfe den Mut
 und setzt ihm auf den Eisenhut;
 wohl zog es frisch sein Schwert heraus,
 doch blieb es prüfend noch im Haus.
 Da gab ihm Gott den edeln Zorn,
 der trieb es auf mit feur'gem Sporn;
 da hat es sich nicht lang bedacht,
 und männlich schlug es seine Schlacht.

 O Sachsenvolk, dir kommt ein Tag,
 ich weiß nicht was er bringen mag;
 doch wisse, wenn sich trübt dein Stern,
 um was du bittest Gott den Herrn.

Und wieder Michael Albert:

Halbheit

Man ist nicht reich, man ist nicht arm,
man ist nicht kalt, man ist nicht warm,
nach oben stößt man nicht gern an,
nach unten biegt man, wie man kann.

Man hat nicht Mut, nicht Leidenschaft
und ist doch auch nicht ohne Kraft;
man möchte gerne vorwärts gehn
und überlegt das Stillestehn.

Man schilt sich weidlich selber aus
und lebt gemütlich doch im Haus;
man kann nicht auf- nicht untergehn,
man sieht sich aber fortbestehn.

Drein blickt der Himmel mitleidsvoll,
der Teufel weiß nicht, was er soll:
Nicht Tugend ist's, nicht Sündennot
und ist kein Leben, ist kein Tod.

Gib uns, o Herr, die volle Kraft,
den Mut zusamt der Leidenschaft,
daß wir, ein wacker Volk zu sein,
vorerst uns von uns selbst befrei'n!

Aus den Stürmen der Zeit geboren — parlamentarischer Kampf um die deutsche Schule 1882 — ist auch dies packende Bekenntnis zu zähem Lebenswillen:

In diesem Zeichen wirst du siegen (von Fr. W. Schuster)

Heil dir, mein Volk! Die Schatten sind geschwunden,
der Morgen tagt,
seit du von Broos bis Draas dich selbst gefunden
und herrlich unverzagt,
wer du dich fühlst, der ganzen Welt gesagt!
Du hast in rechter Stunde nicht geschwiegen,
du liehest hoch des Deutschtums Banner fliegen,
nun hebe stolz dein Haupt, und sprich: ich hab's gewagt!
In diesem hehren Zeichen sollst du siegen!

Heil dir, weil du zu eigen dich geschworen
mit offnem Wort
der Muttersprache, die mit dir geboren!
Das ist der goldne Hort,
der mit dir kam aus fernem Heimatsort,
der Geistesbrant in unerschöpften Krügen,
woraus du Leben sogst in vollen Zügen,
der Wunderborn, der dich verjüngte fort und fort,
in dieser ew'gen Jungkraft sollst du siegen.

Nur halte fest an dem ererbten Gute
bis in den Tod!
Noch ist, was du bekannst mit edlem Mute,
noch immer schwer bedroht.
Du bleibe fest in aller Fahr und Not,
du lerne nicht dich fügen oder schmiegen,
du lasse dich nicht brechen und nicht biegen,
du sei getreu, mein Volk, o treu bis in den Tod!
In dieser heil'gen Treue sollst du siegen! . . .

Und bei allem Kampfe des Tages um die Selbsterhaltung des Volkes ist doch dessen Grundstimmung auf den inneren Frieden gerichtet, es sucht und ersehnt ihn aus der Tiefe seiner Seele als Vollendung seiner Lebensaufgabe auch im Liebe. So sei uns in diesem Zeichen der letzte Gruß aus dem Siebenbürgerland der versöhnliche Ausklang der siebenbürgisch-sächsischen Volkshymne; altem Brauche treu erheben sich die Sänger und Sängerinnen in feierlicher Stunde jedesmal und schlingen eine Kette, sich umarmend, wenn des Liedes ernste Mahnung ertönt:

Siebenbürgen, süße Heimat,
unser teures Vaterland,
sei begrüßt in deiner Schöne
und um alle deine Söhne
schlinge sich der Eintracht Band!



Die Bienen

Siebenbürgische Erzählung

von Erwin Wittstock-Hermannstadt.

Das Leben geht seine eigenen Wege. Ich erzähle hier nach dem Leben von meinem Onkel Karl, dem Pfarrer, und seiner Frau, sowie dem Onkel Julius, der ebenfalls Pfarrer ist, und zwar in Kleindorf, der Nachbargemeinde von Annendorf, in welcher Karl lebte.

Ich berichte dann noch von anderen Personen, namentlich von dem alten Prediger Petrus Schmidt, einem deutschen Universitätsprofessor namens Fürchtgott Wachstädter und endlich von Joachim, dem einstigen Bärenjäger, dessen Andenken zuliebe ich diese Geschichte niederschreibe. Er tötete im ganzen und so lange er gesund war dreiundvierzig Bären und war ein strenger Mann.

Der Pfarrhof von Annendorf war sehr groß. Ein saalartiges Zimmer schloß an das andere an, ja, selbst die Kammern waren so geräumig, wie in der Stadt die Wohnstuben der Bürger. Aber es war niemand da, der diese Räume ausgefüllt hätte. Karl und Rosa hatten keine Kinder und wenn sie mit dem reinlichen Geist ihrer Bildung und des Gleichklanges ihrer freundlichen Besinnlichkeit den Zimmern auch jene Wärme zu verleihen vermochten, die den Pfarrhof von der Behausung der Städter unterscheidet, so blieb dennoch ein Hauch der Leere aus den hellen Räumen, von den tadellosen Möbeln unversehrt; die Kanten des Eichentisches und der Bücherschränke hatte niemals ein Kindermesser auf ihre Härte geprüft, den Überzug der Sessel und des Sofas kein trampelnder Kinderschuh berührt und an dem Rade der so selten gebrauchten Nähmaschine war nie das Werkzeug zu kindlichen Taten geschliffen worden.

Auch der Garten war still. Nur der Bach in ihm plätscherte; der teilte ihn in zwei Teile. In dem vorderen waren die Blumen, die Bänke und der breite Tisch. Der rückwärtige Teil war Obstgarten. Aber dieser war verwildert; dichtes Buschwerk wuchs zwischen den ungepflanzten, breitkronigen Bäumen und das Gartenhaus, das hier stand, war von wildem Weine ganz umrankt. Diesen Teil des Gartens betraten nur die Mägde und auch diese nur scheu und selten, denn im Gartenhause wohnte Joachim, der ehemalige Jäger.

Zu der Zeit, da meine Geschichte beginnt, sollte ich eine Prüfung ablegen. Eigentlich schon seit zwei Jahren. Da meinten meine Angehörigen, daß mich vielleicht die Stille des Annendorfer Pfarrhauses zum Studieren anregen könnte. Ich sah ein, daß dieses ein noch unversuchtes Mittel war. So blieb es dabei.

Ich bewohnte im Pfarrhof ein Zimmer, das gegen den Garten ging. Das Haus war hier hochparterre und hatte mächtige Eisengitter vor den Fenstern. Es war ungemein still in dem Haus und es ging alles einen schönen, geordneten Gang. Wir plauderten bei den Mahlzeiten und nachher zog sich jeder zu seiner Arbeit zurück. Ich empfand, daß ich meine lieben Gastgeber nicht kränken konnte.

Deshalb ging ich täglich nur eine Stunde spazieren und saß die übrige Zeit in dem mir zugewiesenen Raum. Verließ ich ihn, so schlug ich eines der dicken Bücher auf und ließ es offen liegen.

Die Stille dieses Hauses, der Ernst meines gewölbten Zimmers, der Ausblick auf die Wälder und die Gebirge wirkten tief auf mich ein und machten mich gleichgültig gegen die Aufgaben des Tages. Eigentlich wünschte ich keine Änderung dieses Zustandes. Ich lag auf dem Sofa, träumte und rauchte und fand dieses alles wunderschön. So vergingen mehrere Wochen.

Jeden Donnerstag gegen Abend kam Julius über den Berg gegangen. Wir sahen ihn regelmäßig an derselben Stelle aus dem Walde treten und die Lehne herab durch das Feld schreiten.

An diesem Tage saßen wir dann an dem großen Tisch unter der Eiche und Rosafante füllte die Tassen voll. Die Zuckerdose glänzte in der Sonne und das Porzellan klirrte leise. Julius sprach in langen ruhigen Sätzen. Er strich seinen Bart mit den feinen, weißen Fingern und seine Augen sahen, wenn er nachsann, zu den Zweigen der Eiche.

Karl war beweglicher. Wo Julius mit den Fragen des Glaubens begann, hörte er mit der Umgestaltung des Konsistoriums auf. Diesen bekümmerte die geistige Not unserer Bauern, jener wetterte über die Kommassation der Grundstücke. Rosa hörte temperamentvoll zu; ihre Worte flogen über jene der Männer und oft fand sie den Ausdruck, nach dem die beiden anderen suchten.

Um diese Zeit konnte es sein, daß sich die Türe des Gartenhauses öffnete. Die Hunde sprangen bellend heran, liefen über die Wege und Beete, setzten über die Stauden und jagten dann wieder zurück in den Obstgarten, voll aufgeregter Freude. Die Vögel flogen von den Bäumen auf. Die Mägde, die in den Gemüsebeeten standen und sich nach dem Unkraut bückten, richteten sich auf und sahen mit großen Augen nach der Brücke.

„Joachim kommt!“ sagte die Pfarrerin und das Gespräch verlor für Augenblicke seine Lebendigkeit.

Joachim kam. Er stützte seine hohe Gestalt auf zwei Stöcke und blieb von Zeit zu Zeit stehen. Dann sah er mit seinen grauen Augen gemessen um sich. Oder er wehrte die Hunde ab, die ihn umsprangen.

„Ich habe Dir eine Zigarre mitgebracht —“ sagte Julius freundlich und griff in die Tasche.

Joachims linkes Auge war halb zgedrückt. Hektor kam heran und wedelte mit dem buschigen Schwanz. Sein Fell war naß. Es war Schonzeit, aber Joachims Hunde waren ständig im Revier. Sie schwammen über den Alt, erjagten auf eigene Faust was sie zum Fressen brauchten, und kamen wieder zurück. Kein Mensch kümmerte sich um sie. Hektor schüttelte sich. Er war auf der staubigen Landstraße gelaufen. Nun schnupperte er unter dem Tisch und das weiße Tuch fiel wie ein Vorhang über sein schmutziges Fell.

„Hektor!“ rief Karl befehlend. Aber Joachim drückte das linke Auge ganz zu

und gab dem Tier einentritt, daß es heulend in das Afternbeet flog. Dann setzte er ſich langſam und mit Umſtänden zum Tiſch. Er zog einen Stuhl heran, ſtreckte ſein rechtes Bein darauf aus und ſah zu ſeinen Brüdern hin.

„Wir ſprachen —“ ſagte Karl, und in ſeiner Stimme lag eine geringe, zögernde Vorſicht, „wir ſprachen, bevor Du kamſt, von der Kraſt des Glaubens und dem Abeltand, daß ſie unſeren Bauern abhanden kommt. Julius aber erblickt in ihr den auſchließlichen Antrieb zu großen Taten und den eigentlichen Lebenswillen eines Volkes. Ich verſuchte ihn mit Beiſpielen zu widerlegen... Hannibal!... Hannibal zog über die Alpen...“

„Aber er hatte ſeinem Vater mit neun Jahren geſchworen, daß er ſein Leben lang ein Feind der Römer ſein werde. Und dieſes vor dem Altar...“ erwiderte Julius.

Joachims linkes Auge war ein Spalt, ſchmal wie ein Meſſerrücken.

„Die Aftern ſind ſchon ſtark im Verblühen...“ Roſa hob den Blick von dem großen Afternbeet zu den nahen Gebirgen. Ihr Geſicht und ihre Worte waren gleichmütig. Aber in der ſingenden Gleichmütigkeit ihrer Stimme lag Spannung und Erwartung.

Karl hielt die Zeitung in der Hand. Er faltete ſie zuſammen und ſchlug ganz unbegründet nach den kleinen, tanzenden Fliegen.

„So weit ich mich von der Schule her erinnere —“ ſagte Joachim mit tiefer tönender Stimme und es war, als hätten nun alle über eine ungelöſte Frage endlich Sicherheit erfahren, „er hat der Zug dieſes Hannibal über die Alpen ſtets einen peinlichen Eindruck auf mich gemacht. Ich erinnere mich, daß das Erklimmen der Alpen ſelbſt von den Römern als einfach geſchildert wird. Erſt beim Hinabſteigen in die Ebene hatte er die großen Verluſte...“ Joachim legte die Hand auf ſein Knie. „Ihr ſprecht alſo von großer Tat... gut! glaubt Ihr aber nicht, daß auch der Feigling nach vorwärts ſtrebt, wenn ihm der Rückweg verſperrt iſt? — Den römischen Geſchichtſchreibern war daran gelegen, Hannibals Heldennut zu loben, wo ſie nur konnten. Denn die Römer wurden von ihm wiederholt geſchlagen und es iſt anſtändiger, von einem tapferen Gegner beſiegt zu werden, und ſie taten dieſes obendrein, um ihrem verlotternden Volk Beiſpiele von Manneszucht und Tatkraſt zu geben. Hannibal hat aber die Alpen überſchritten, weil es leicht war hinaufzukommen und unmöglich, wieder umzukehren. Er war ein Abenteuerer. Der erſte Söldner eines zuſammengelaufenen Söldnerheeres, das die karthagischen Geſchäftsleute teuer bezahlten... Gewiß, nicht ohne jeden Mut... aber kindiſch... unglücklich kindiſch...“

„Ich glaube, daß Du recht haſt...“ ſagte Roſatante freundlich. Und dann fragte ſie ſchnell: „Was ſagſt Du zu den Druſchky? Sie blühen heuer zum erſten Male...“

Joachim lehnte ſich zurück. Die Lehne knackte unter ſeinem mächtigen Leib und ſein Auge fiel ſtahlhart und ſtrafend auf Roſa.

„Hannibal war, ſoweit ich mich erinnere, ungemein kindiſch...“ ſetzte er fort und begründete ſeine Anſchauung nach allen Richtungen. Er ſprach nach-

drücklich, machte kleinere Pausen und drückte sich von Zeit zu Zeit die Hand auf die Kniescheiben.

Die beiden Geistlichen hörten ihm zu und nickten manchmal mit dem Kopf oder sie erhoben hier und dort einen geringfügigen Einwand. Dann richtete sich Joachim auf, sprach weiter und sah über ihre feinen Köpfe. „Ihr werdet nach all diesem sagen, daß Hannibal im großen und ganzen ein richtiger Esel war. Aber ich muß ihn verteidigen. Es entspricht dem verlogenen Geist der römischen Geschichtsschreibung, seine unverantwortlichen Handlungen als Taten hinzustellen. Wenn wir die Gerechtigkeit suchen, müssen wir uns dieses vor Augen halten. Aber wir dürfen deshalb nicht in das Gegenteil verfallen. Er war nicht ohne allen Mut, nur sehr naiv und äußerst kindisch.“ Joachim blickte zu den Brüdern. In seinen Augen lag verhaltene Kampflust. Je länger die Brüder schwiegen, desto merkwürdiger wurden seine Meinungen. Aber Julius und Karl nickten nachdenklich mit dem Kopf, und blieben friedfertig. Karl schlug wieder nach den Wüden und Julius blickte sinnend zu den Zweigen der Eiche.

An diesen Donnerstagen, da Julius uns besuchte, stellte Joachim sich nicht immer ein. Das hing von seinem Befinden ab. Seit zwölf Jahren wohnte er in dem Gartenhäuschen und litt ununterbrochen an den peinigenden Schmerzen seiner gelähmten Beine. In dem Gartenhäuschen durfte ihn außer den Hunden niemand besuchen. Das Essen, das die Mägde ihm trugen, stellten sie auf eine Bank, die unter dem vorspringenden Dach stand. Kam er dann einmal heraus, um Julius zu begrüßen und saß er unter der Eiche, so liefen die Mägde und kehrten mit klopfenden Herzen sein Zimmer, brachten sein Bett in Ordnung und segten den fingerdicken Staub von den Möbeln. Sie taten das, heimlich und aufgereggt wie Diebe, und im Bewußtsein, gegen seinen Willen zu handeln.

Wenn Joachims linkes Auge zugekniffen war, so waren seine Schmerzen unerträglich stark. So hatten jene, die ihn kannten, ein Maß für seine Stimmung. In dem Grade, in welchem sich das Auge zuzog oder öffnete, waren die Äußerungen seines Leidens quälender oder erträglich. Aber irgendwie gehörte der Ausdruck dieses ständigen Zielens so sehr zu dem alten Jäger, daß er ihn selbst in seinen besten Stunden niemals ganz verlor.

Ich kann nicht sagen, daß die Gespräche, die wir mit ihm führten, erquicklich waren. Aber die Brüder liebten und bedauerten ihn und fanden es gut, wenn er überhaupt redete. Manchmal schwieg er den ganzen Abend. Aber dieses Schweigen war nicht Teilnahmslosigkeit. Er saß dann da, steif und mit rotem Kopf und bedeckte mit den Händen die beiden Kniescheiben. Und jedes Wort, das die Brüder oder die Pfarrerin sprach, erschlug ein Blitz aus seinen Augen. Kein Zweifel, dieser ehemalige Jäger war nicht der Mann, mit Fürchtegott Wachstädter über Goethe und dessen Dichtungen ein ruhiges Gespräch zu führen.

* * *

Karl schrieb meinem Vater, daß ich fleißig arbeite und mein Zimmer kaum verlasse. Da antwortete mein Vater, daß er nichts dagegen hätte, wenn ich eine kleine Pause machte und zur Erholung auf einige Tage in die Stadt führe. Die Übermäßigkeit in der Arbeit sei gerade so gut ein Laster, wie in allen anderen Dingen.

Eigentlich fühlte ich das böse Gewissen, denn ich hatte mit der Arbeit noch nicht begonnen. Aber ich kam am nächsten Dienstag um 4 Uhr nachmittags in der Stadt an, schlenderte durch die Straßen, besuchte den Speisesaal „Zum Römischen Kaiser“ und lernte hier am späten Abend den Professor Wachstädter zufällig kennen.

„Ich habe dieses interessante Land kennen lernen wollen, besonders die Sachen, von denen ich so vieles schon gehört habe.“

Ich erzählte ihm, was ich aus der Geschichte über uns wußte, von den Türkeneinfällen, der Pest und den Hexen. Der Mond ging unter und grauer Nebel deckte die Ebene, als wir uns erhoben.

Wir verlebten nun mit Wachstädter drei heitere Tage mit vielem Essen und Trinken. Aber das alles, was so lustig begann, nahm ein trauriges Ende. Plötzlich lag ein Soter in unserer Mitte. Eben noch sagten wir „Prosit“ und lachten und nach Augenblicken schon: „Mit ihm sei der Frieden“ und wandten uns ab voneinander. Das Leben geht seinen eigenen Gang. Wenn ich aber an dieses Erlebnis zurückdenke, dann habe ich das Gefühl, als stünden um mich Rannen voll warm gewordenen Weines und große Schüsseln ausgekühlter Speisen. — —

Gierend Kräftel stand auf dem großen Ring vor seinen offenen, prallen Säcken, ließ die gelben Körner durch die harten Finger gleiten, blies darauf und sah von Zeit zu Zeit um sich. Die Tauben flogen von dem Gesimse der katholischen Kirche schwirrend herab und umgaben ihn, gingen um seine Säcke herum, flogen wieder auf und kamen wieder. Kräftel wären die Käufer lieber gewesen. Aber so unterhielt er sich mit den Tauben.

Wir kamen mit dem Professor aus dem Bruckenthalmuseum und gingen über den großen Ring. Kräftel grüßte und winkte mir würdig mit der Hand. Ja, also der Herr Prediger sei neunzig Jahre alt geworden und Sonntag feiere man das Fest und das Pfarrhaus sei eingeladen und ich gehöre ja jetzt auch dazu.

„Ich werde noch einen Herrn aus Deutschland mitbringen . . .“

Der Professor widersprach. Sein Reiseplan ist doch ein anderer gewesen und er kann davon nicht abkommen. Aber dann wird er weicher und sagt mir zu. Und Kräftel verspricht die Botschaft auszurichten. —

* * *

Wir kamen in Annendorf kurz vor dem Kirchengang an. Wir begrüßten Karl und Rosa, ließen uns die Kleider abstauben und gingen zur Kirche. Da saß der neunzigjährige Prediger im grünschillernden Lutherrock, der vor Jahrzehnten tief-schwarz war, in der Predigerbank, in dem alten Gestühle des Mittelalters, erhob

sich feierlich, als der Pfarrer eintrat, hustete und setzte sich dann wieder. Schneeweißes Haar, tausende von Runzeln, bewegliche Augen; ein dürrer, aber munterer Greis. Nun schwebte die Orgel in dem kleinen Raum, und der Gesang der Bauern und Bäuerinnen verklang. Die Sonne fiel durch die gotischen Fenster auf die bunten Bänder der Mädchen, die weißen hauschigen Hemden der Frauen und auf die verwitterten Bilder des Altars. Petrus Klein trat vor. Er hatte den fremden Herrn, den gelehrten Herrn aus den deutschen Landen gleich beim Eintritt erblickt. Ja, er ist ja noch lange nicht zu alt, um seinen Dienst zu versehen. Der Schweiß tritt ihm auf die Stirne. Aber dann verliest er den Text mit mutiger, etwas blecherner Stimme; schnell, sehr schnell. Und er verspricht sich nicht. Er verkündigt, daß er von dem sovielten Kapitel die Verse eins bis drei verlesen werde. Aber er liest im Eifer fünf Minuten lang ohne die geringste Pause. Da können die Herren vom Gustav-Adolf-Verein aus Deutschland kommen und ihm zuhören. Er hat gute Augen. Nicht einmal ein Augenglas braucht er. Da soll keiner reden, daß er zu alt sei.

Nun trat Karl auf die Kanzel. Und er legte seiner Betrachtung die Worte zugrunde, die in dem 92. Psalm folgendermaßen lauten: Die gepflanzt sind in dem Hause des Herrn, werden in den Vorhöfen unseres Gottes grünen. Und wenn sie gleich alt werden, werden sie dennoch blühen, fruchtbar und frisch sein . . . Und er sprach von den Menschen, die sich vergrämen, und ihr Herz verschließen; von dem Geschick des Menschen und der Tiere, daß sie alt werden am Leib. Die Rosen verblühen und der härteste Stein verwittert. Aber das Herz derer, die nach dem Himmelreich trachten, bleibt jung, und der Gerechte wird grünen wie ein Palmbaum, er wird wachsen wie eine Zeder auf Libanon. Denn wer dem Höchsten nachstrebt, trinkt aus dem Quell ewiger Jugend. Da kann eine Freude nach der anderen Abschied nehmen von uns, je wir älter werden, aber die Freude, einen gnädigen Vater zu haben, verblüht nicht, sie wird nur vollkommener, weil nach dem Glauben bald das Schauen kommt . . . Und er erwähnte keinen Namen und sprach nicht von neunzig Jahren oder ähnlichem, und es konnte jeder die Worte auf sich beziehen.

Aber alle wußten, daß sie auf Petrus Schmidt gemeint waren. Und dieser saß da und seine Augen füllten sich mit Tränen, und auf seiner Stirne stand ein Schweißtröpfchen nach dem andern, und er rutschte auf der Bank herum, strich mit der Hand durch die feinen Haare und saß dann wieder steif und bescheiden da, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an.

Die Frau Prediger war dreißig Jahre jünger als er und eine kräftige, untersetzte Person. Die fuhr sich manchmal mit dem großen Taschentuch über die Augen, nickte an mehreren Stellen der Predigt mit dem Kopf und wenn Karl einmal etwas sagte, was weniger nach Gnade Gottes und mehr nach eigener Mannekraft und Treue und Arbeitswillen klang, dann sah sie zu Modjesch Petruz hinüber, ob er diese Worte auch höre. Dieser hatte sein Leben lang den Prediger bekämpft. Und er hörte jedes der kräftigen und doch auch weichen Worte, die hier die Stille er-

füllten, aber er hielt die Augen geschlossen und blies den Atem aus, als ob er fest schlief. Und dies tat er, um die Predigerin zu ärgern. —

Nach der Kirche fanden wir uns alle im Predigerhof ein. Karl und Rosa, Fürchtgott Wachstädter und ich. Aus der Sommerküche roch es nach Braten und Baumsfritzel. Der Prediger dankte für die Glückwünsche bescheiden und fragte den Professor, ob er vielleicht im Auftrage des Gustav-Udolf-Vereines hier sei, denn die hohen Herren kämen ja manchmal und sähen nach den fernen Brüdern. Der Professor antwortete, daß er nur zufällig hier und sonst Archäologe sei.

„So?“ sagte der Prediger. „Ich habe in meiner Jugend, als ich auf dem Seminar war, auch viel Freude an den schönen Steinen gehabt. Ich sammelte Steine und Schmetterlinge. Aber ich bin dann zu alt dazu geworden und habe alles dem Museum in Hermannstadt geschenkt.“

Nun kamen die eingeladenen Bauern mit ihren Frauen. Sie traten herein, grüßten und stellten sich vor Petrus auf. Dann trat der Kirchenvater Mehburger vor, hielt den runden Hut in den gefalteten Händen und begann zu sprechen: „Würdiger Herr Prediger, lieber Herr Nachbar, wir haben uns gefunden, daß wir zu Euch gekommen sind, denn Gott läßt ein Reislein wachsen, das es ein Stamm werde, und läßt den Stamm stehen, das er alt werde, neunzig und darüber, daß ihn die anderen ehren, auf daß ihm Ehre beschert sei . . .“

* * *

Jetzt hätte Petrus antworten sollen. Aber er stand da und es fielen ihm keine alten, förmlichen Worte ein, weil dieser Fall so selten ist, daß ein Prediger so alt wird. Er griff sich an die Stirne und sagte immerzu: „Ich bin überzeugt . . . ich bin überzeugt . . .“

Nun wurden alle bekannt gemacht und setzten sich nieder, und die Predigerin lief in die Küche, und man sollte ein bißchen plaudern, und nachher sollte das Essen kommen. Aber Petrus verschwand, zog seinen alten Anzug an, kam zurück und sagte, er ginge über den Berg, denn eine Kranke warte auf ihn und hätte schon vor der Kirche nach ihm geschickt.

„Mußt du gerade jetzt gehen?“ rief die Predigerin im Hof und ihre Stimme schallte laut durchs Fenster herein.

Nun begann ein Gespräch, und Wachstädter sprach mit Karl und den Bauern, betrachtete die Tracht der Bäuerinnen und war glücklich. „Nee, wie gut, daß ich herausgekommen bin . . . Nee, was wäre mir alles entgangen . . .“

Der große Tisch war im Nebenzimmer gedeckt, und das Kraut war fertig. Da nötigte die Frau Predigerin hinein, und wir setzten uns an den Tisch. Die Predigerin hatte einen roten Kopf, lief zur Türe hinaus, kam dann wieder herein und lief bald wieder: „Daß er gerade jetzt gehen mußte!“

„Aber wir haben ja Zeit!“ sagte Karl beruhigend.

Wir warteten eine halbe Stunde. Die Predigerin sagte: „Es ist wegen dem Ferkelnbraten. Der trocknet aus!“ Aber dann war sie schon wieder draußen.

„Wohin der alte Esel schon wieder hin ist?“ hörte man ihre Stimme über den Hof schallen. Nun kamen die Mägde und brachten die dampfenden Schüsseln mit dem Kraut. Die Predigerin füllte mit ihrer Gestalt den ganzen Türstock. „Wir müssen anfangen!“

„Sollen wir nicht noch warten?“ fragten Karl und Rosa. „Wir sind ja wegen ihm hier, und er könnte sich vielleicht kränken.“ Aber sie wollte nicht mehr warten.

Das Gassentürchen wurde zugeschlagen. „Ich habe die Zirrchen nach ihm geschickt . . .“

Wir aßen lange von dem Kraut. „Wenn ihm nur nichts zugestoßen ist . . .“ ließ sich Professor Wachstädter vernehmen.

Die Predigerin hatte noch immer einen roten Kopf. Sie warf dem Professor einen wütenden Blick zu.

Den Bauern war die Sache nicht alles eins. „Frau Predigerin“, sagten sie, „Ihr freut Euch nicht und macht Euch Schaden. Es macht ja nichts, daß er nicht hier ist.“ Sie lobten das Essen und der Kirchenvater begann den Wein einzuschenken.

„Die Zirrchen kommt!“ rief eine Magd von draußen. Wir traten an das Fenster. Die Zirrchen sah das und stockte im Lauf. Aber dann lief sie weiter. Sie war nur im Hemd und in der Schürze und drückte sich nun Hand und Arm auf die Brust, weil sie sich schämte.

„Er ist von der alten Nan schon vor einer Stunde fortgegangen“, keuchte die Herannahende. „Es weiß niemand wo er ist.“

Die Predigerin riß die Türe in den Hof auf, stellte sich auf die Treppe und rief zur Küche, so daß es weithin gehört wurde: „Ihr Mädchen, bringt den Ferkelnbraten!“

Wir aßen von dem Ferkelbraten. Wir aßen viel und langsam und er schmeckte uns allen gut.

„Wir wollen ihn suchen gehen!“ sagte Karl nachher.

„Es ist heute heiß und er ist ein alter Mann . . .“ sagte Wachstädter. Der Kirchenvater schloß sich an. Die anderen wollten auch alle mitkommen, aber man machte aus, daß es besser sei, kein Aufsehen zu erregen.

„Ich komme auch mit!“ sagte die Predigerin in einem Ton, der keine Widerrede erwartete.

Die alte kranke Nan, die der Prediger besucht hatte, wohnte am Südennde der Gemeinde. Ein Bergrücken stieß in die Gemeinde hinein. Wollte man aus dem westlichen Teile des Dorfes zum Südennde gehen, ging man über diesen Bergrücken. Da war teils junger Wald, teils Hutweide. Wir gingen also auf diesem Wege. Wir riefen Hopp-Hopp und pfliffen. Wir suchten auf der Hutweide und im Wald. Die Sonne brannte und selbst unter den Bäumen war es dumpf und schwül.

Aber wir fanden ihn nicht. Die Predigerin wurde kleinlaut. „Es ist heute ein sehr schwüler Tag . . .“ sagte der Professor. — „Neunzig ist ein langes Leben!“ antwortete der Kirchenvater Mehburger.

„Wir haben keinen Grund, die Hoffnung sinken zu lassen“, sagte Karl. „Er



ist ein kerngesunder Mensch und wer weiß, was für eine Abhaltung er hatte.“ Aber in seiner Stimme lag ein Zweifel, den wir alle merkten. Wir wurden plötzlich alle nachdenklich. Es ging uns durch den Kopf, daß dem Alten gerade an diesem Tage etwas zustößen mußte. „Der gute Alte . . .“ sagte der Professor mit gutmütiger und etwas bedrückter Stimme.

Es wurde immer später, und alles Suchen war vergebens. Wir traten den Rückweg an. Es war hier ein kleiner Graben von Sträuchern umwuchert, aber wir wollten abfürzen und sprangen darüber. Nun war hier alles verwachsen und wir bahnten uns mit schwerer Mühe den Weg. Wir gingen hintereinander. Mehburger ging voran, dann kam Karl, dann folgten wir.

„Hopp!“ rief die Predigerin matt und mutlos.

„Ich bin ja hier!“ antwortete eine Stimme einige Meter rechts von uns in plauderndem Tone, als sei nichts geschehen.

Wir brachen durch das Gehölz wie angeschossene Reiter. — Da saß der alte Petrus Schmidt, ohne Hosen, auf einer kleinen, moosbewachsenen Erhöhung, sah mit seinen freundlichen, beweglichen Augen einmal lächelnd auf uns und dann wieder zu seinen dünnen, behaarten Beinen und sagte mit strahlendem Gesicht: „Ich hab ihn!“

Was hast Du?“ die Predigerin schnappte nach Atem.

„Na den Schwarm!“ Er hielt die Hose in die Höhe. Die drei Öffnungen derselben waren mit dünnem Strick zugebunden und es kribbelte und brummte in dem Hosenboden, der niemals so prall war wie heute. Petrus lachte stolz und freudig.

„Das ist Euch gut gelungen!“ sagte Karl freundlich.

„Es ist ein gesundes und großes Volk“, antwortete Petrus mit seiner bleichen Stimme und sah um sich. „Von der Eiche habe ich ihn geholt.“ Er wies auf einen hohen Baum in der Nähe.

Die Predigerin erholte sich allmählich: „Und Deine Gäste sind der Niemand? — Dein Geburtstag nichts? — Das teure Essen nichts? . . .“

Petrus Schmidt sah vor sich hin. Sein Lächeln schwand für Sekunden. „Ich hab vergessen! Ich vergesse manchmal! . . .“ Und er griff sich an die Stirne.

„Wie willst Du nun nach Hause gehen?“ rief sie verbittert.

„Ich wollte ja bis zum Abend warten!“

Karl beruhigte das Weib. „Er soll die Bienen fliegen lassen und nach Hause kommen!“ rief sie eins über das andere Mal. Aber sie wurde überstimmt. „Ach nee,“ sagte der Professor, „der gute Alte!“ und er begann mit der Predigerin zu reden und sprach auf sie ein.

Wir gingen bis zum Waldbrand. Auf der Weide spielten einige Kinder des Dorfes Ball. „Geht, bringt dem Herrn Prediger von zu Hause eine Hose.“ Stolz über den Auftrag liefen sie lärmend ins Dorf. — Nein, Petrus Schmidt hatte in der Hitze dieses Tages keinen Schaden genommen, er war aber um einen Bienenstock reicher geworden.

Nach einer Stunde waren wir im Predigerhof. Petrus hing die Hose mit den Bienen an einen Nagel im Fensterkreuz, begrüßte die Bauern, setzte sich auf seinen Platz und sagte: „Ihr lieben, lieben Gäste . . .“ und sah von einem zum andern, strich sich über die Haare und dann fiel ihm ein, daß alle diese Leute nur feinetwegen da waren und daß sein Geburtstag sei. Da war er sehr gerührt.

Wir nahmen das Essen nun wieder auf, und es stellte sich heraus, daß der Braten in kaltem Zustande gerade so gut schmeckte, wie im warmen. Karl und die Frauen tranken nicht. Aber wir anderen tranken und auch der Prediger mischte mit Wasser und tat manchmal einen Zug. Die Schüsseln gingen und kamen. —

Gegen Abend gingen die Bauern. Auch Karl und Rosa empfahlen sich. Aber es kamen an ihrer Stelle der Notär und der Lehrer, den Prediger zu beglückwünschen. So blieben wir noch beieinander. Der Professor sprach von seinen Reisen, den Pyramiden, von den alten Königen und ihren Schätzen. Er sprach langsam, gründlich und wir alle merkten, daß er ein gelehrter Mann war und vieles wußte.

Draußen lag die Nacht. Die Frösche quakten in dem Weiher vor dem Dorfe. Sonst war es still, und die Dorfstraße war ohne Regung. Die Turmuhr schlug zehnmal. Da schlossen wir das Fenster, denn es begann kühl zu werden.

Nun tönte von draußen mit einem Male ein schwerer, stoßender Schritt. Zwei Eisenspitzen schlugen hart auf die Steine und dann in das weiche Holz der Veranda.

Jetzt klopfte es fest und bestimmt. Die Türe flog auf und Joachim erschien im Rahmen.

„Nein, daß Ihr auch gekommen seid!“ Der Alte klatschte vor Freude in die Hände, sprang auf und lief dem Gaste entgegen. Sie reichten sich die Hände. Eine Weile sahen sie sich in die Augen. Das dürre Männchen dem breiten Riesen. „Alter, Ihr sollt noch lange leben!“

„Ich will auch, ich will auch . . .“ sagte Petrus eifrig. „Und Ihr, Joachim, sollt auch noch lange leben!“

Joachim hob und senkte den Stock; seine Augen blickten offen und klar zu dem Alten: „Wißt Ihr, wie das mit der Dreschmaschine ist? Man nimmt dem großen Rad den Treibriemen. Das Rad dreht sich noch eine Weile von selber, dann immer langsamer und steht dann still. Mir fehlt der Treibriemen schon seit lange . . .“

Joachim ging aus! Joachim erwähnte seine Krankheit! Das hatte er nie getan. Der alte Jäger scherzte! Er hatte das linke Auge offen!

„Hah“, lachte der Prediger, „Haha, es kommt auf den Schwung an, auf den Schwung . . .“

Der Notär und der Lehrer erwachten aus ihrer Erstarrung. Sie wohnten beide mit ihren Familien seit über zehn Jahren in der Gemeinde und hatten den Bärenjäger noch nie gesehen. Und dieser freundliche Herr war der, von dessen Verschlossenheit man so viel erzählte?

Man machte sich bekannt. Joachim ließ sich nieder. Er zog mit dem Stock einen Stuhl heran und legte den rechten Fuß darauf. Die beiden Stöcke hing er über die Stuhllehne.

„Nein, daß Ihr gekommen seid!“

„Karl sagte mir von Euerem Feste. Da dachte ich mir: seid wann bist du nicht mehr auf Festen gewesen? Und ich rechnete nach. Heute vor vierzehn Jahren bin ich zum letztenmal auf der Straße gewesen. Ich habe nie daran gedacht, daß das eine lange Zeit ist; heute fühlte ich es zum ersten Male. Und da meinte ich, daß es vielleicht gut sei, den Neunzigjährigen zu besuchen. Der Anschauungsunterricht ist auch für Erwachsene förderlich.“

„Ha-ha, daß Ihr gekommen seid! Wo ist ein Becher?“ Der Alte war außer sich vor Freude. „Die Becher sind zu klein für Joachim . . . Ich habe ihn noch auf den Armen getragen . . . Seinen ersten Bären gesehen . . . Herr Lehrer, schenkt ihm das Wasserglas voll.“

Joachim trank das Glas auf einen Zug. Er war aufgeräumt und lustig. „Hol' der Teufel die Bären!“ Und er begann zu erzählen und erzählte lebendig, lachend, als wäre alles erst gestern gewesen. Und es kam von seiner Kühnheit und seinem Wesen etwas über uns, und wir hingen an seinem Munde und sein Becher wurde nicht mehr leer.

Da schlug es 1 Uhr vom Turme. Joachim griff sich nach den Kniescheiben. Sein linkes Auge zog sich zu. Er hielt im Sprechen ein. „Ja . . . die Turmuhr . . .“ sagte er veronnen. Es entstand eine Pause. Der Alte merkte nicht, daß da etwas vorging. „Wie war das mit den jungen Bären, die der Franz Joseph haben wollte?“

Joachim schwieg. Wie war dieses? Wie war das? Der Alte frug und Joachim schwieg. Da sah der Alte, daß irgend etwas da war und nahm den Mut zu einer letzten Frage zusammen: „Lest Ihr noch immer soviel im Goethe?“

Goethe! Der Professor hatte lange geschwiegen. Ihn packte dieses Wort. „Sie wissen gar nicht, was ich empfinde, wenn ich in solcher Abgeschiedenheit diesen Namen höre.“

Den Professor traf ein grauer Blitz aus Joachims Auge.

„Sie können das gar nicht verstehen“, fuhr Wachstädter fort . . . „Hat es einen größeren Geist gegeben? Und doch, ihn hier nennen zu hören, wo von Bären gesprochen wird . . .“

„Wir schwimmen im großen Strom der deutschen Bildung mit — so gut wir können . . .“ sagte der Lehrer aufmerksam.

Joachim stürzte ein Glas Wein hinunter. „Mich wundert Ihre Überraschung nicht!“ sagte er langsam und lehnte sich breit und kriegerisch über den Tisch. „Daß man Goethes Geist erfäßt, ist großartig, ob es hier oder anderswo geschieht. Aber großartiger ist es, gerecht zu sein. Ich kenne einen, der größer war als er!“

„Unser Herr Jesus Christus!“ sagte der Prediger einfach.

„Ich meine in der Literatur. — Eckermann!“

„Wie? Verstehe ich recht?“ Der Professor war fassungslos.

„Eckermann! — Der Sekretär des Goethe! Ich glaube, daß die Umstände an dem Menschen mitschaffen. Ich glaube, daß es Männer gibt, die als Pferde-

diebe sterben, und sie wären unter anderen Umständen große Heerführer geworden. Ich glaube, daß es große Dichter gibt, die nicht schreiben können, weil sie es nicht gelernt haben, und sie sterben mit ihren Melodien. Ich glaube, daß es Sekretäre gibt, die nicht zu Worte kommen können, weil ihre Herren das Wort führen und weil sie Brot brauchen. Welche geistigen Werte sind uns dadurch verloren gegangen, daß der bedeutendere Eckermann . . ." Joachim begründete, holte aus und vertiefte.

Der Professor widersprach. Ich gab ihm Zeichen, trat ihn mit dem Fuß, doch er wollte nicht verstehen.

Joachim stützte sich mit beiden Armen auf den Tisch und faßte den Professor ins Auge. „Ich werde den Beweis führen . . ." sagte er betont und ruhig. „Eckermann war der größere Geist und zweifellos derjenige, der Anspruch erheben durfte, in der Weltliteratur an erster Stelle zu stehen."

„Das ist der reinste Irrsinn!" Der Professor war in höchstem Grade erregt und sprang vom Stuhle auf.

Joachim schoß das Blut in den Schädel und wich dann wieder daraus. Er öffnete die Lippen, versuchte zu sprechen, es ging aber nicht. Er hob die Hand. Aber sie fiel hart auf den Tisch zurück. Erschüttert bewegte sich sein Leib und pendelte von einer Seite zur andern.

Der Notär und ich sprangen hinzu. Wir packten ihn unter den Armen, hoben ihn hoch und betteten den schweren Leib auf dem Sofa.

Der Prediger huschte behend zur Türe hinaus. Joachim's Brust hob und senkte sich in mächtigen Zügen. Nun kam die Predigerin herein. Sie hatte schon längst geschlafen, nun stand sie da, in ihrem merkwürdigen Hausgewand und schluchzte mit Hingebung. Joachim sah sie an und in seinen Augen lag tiefe Verachtung.

Der Notär und der Lehrer rutschten auf ihren Stühlen herum. Jetzt standen sie auf und gingen. Eine Weile war es ganz still im Zimmer. Dann ging die Türe auf. Karl war da. Er ging auf den Kranken los, faßte seine Hand und sagte: „Joachim, ich bin da! —" Er nahm einen Stuhl und setzte sich neben ihn. Auf der Dorfstraße galoppierte ein Pferd.

Es herrschte eine lange Stille. Joachim atmete schwer und regellos. Das war das einzige Geräusch, das die Nacht unterbrach. Die Turmuhr schlug und schlug wieder. Plötzlich stand Julius in der Türe. Sein feiner Christuskopf wandte sich im Zimmer um. Sein Blick fiel auf den Tisch. Da standen die halbgeleerten Becher und Bratenschüsseln. Die Predigerin verstand den Blick. Zirrchen kam, barfuß und verschlafen und heulte in sich hinein. Sie nahmen geräuschlos die Gläser und Teller und bald war der Tisch leer.

Julius tritt an den Bruder heran. „Joachim, Du wirst bald sterben", sagte er leise. „Soll ich mit Dir beten?" Joachim hob und senkte den Zeigefinger und ließ ihn wieder fallen. Das hieß soviel wie nein.

Der Professor saß auf seinem Stuhle, zu dem Kranken gefehrt, diesem gegenüber. Es war tiefe Stille. Nur die Uhr schlug wieder, und ihre Schläge verrannen

zitternd in der Nacht. Da begann Wachtstädter zu sprechen. Ordentlich, mit einer tiefen, stillen Stimme und es klang wie singend durch den Raum:

Wenn der uralte,
Heilige Vater
Mit gelassener Hand
Aus rollenden Wolken
Segnende Blitze
Über die Erde sä't,
Rüh ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust . . .

Was war das? — War da ein Sinn, ein Geist in diesen Worten, der hierher paßte? Petrus Schmidt hielt die Hände gefaltet im Schoße. War das ein Gebet?

Joachim schlug die Augen auf. Er hielt sie offen auf den Sprecher gerichtet. Mut schoß aus ihnen. Zum zweiten Male in seinem Leben konnte er nicht widersprechen. Aber die Stimme klang weiter durch den Raum:

Was unterscheidet
Götter von Menschen?
Daß viele Wellen
Vor jenen wandeln,
Uns hebt die Welle,
Verschlingt die Welle,
Und wir versinken . . .

Joachims Blick ward freundlicher. Er sah nach der Decke, als suche er etwas. Und dann hörte er die Stimme, die hier den Raum erfüllte, als sei sie berufen, den Unfruchtbaren zu trösten und dem Starken beizustehen, daß er von seiner Stärke nichts verliere:

Ein kleiner Ring
Begrenzt unser Leben,
Und viele Geschlechter
Reihen sich dauernd
An ihres Daseins
Unendliche Kette . . .

Da schloß Joachim die Augen, und es war viel Friede in ihm.

Petrus Schmidt trat zum Fenster und öffnete es. Es ist im Volke der Glaube, daß die Seele durch das Fenster zum Himmel fliegt. Dann setzte er sich wieder. Da erhob sich plötzlich ein eigenes Singen, melodisch und fein, unheimlich und rauschend wie himmlischer Flügelschlag, leicht wie Engelsflug und tief wie ein Quell. Das erfüllte das Zimmer und die Luft erklang wie von ferner Musik und war voll von Leben und geheimer entfesselter Kraft.

Petrus Schmidt sprang auf. Er streckte die Hände aus, entsetzte sich und schrie mit lauter Stimme: „Eine starke Seele zieht gen Himmel!“ Die Predigerin schluchzte und begann laut zu beten.

Da hob Joachim noch einmal, mit aller Kraft, die Augen. Und er sah den entsetzten Prediger und sein verängstigtes Weib und sah, daß die Seele ungemein schwarz war, die hier zur Höhe strebte. Er sah den mächtigen Schwarm der Bienen wie er befreit die Decke entlang flog und den Weg zum Fenster hinaus in das Freie nahm, und er sah die erstaunten Blicke der Brüder. Und er lachte. Er lachte nur mit den Augen, aber ein Lachen, so frei und offen, wie es die Brüder vor vielen Jahren zum letzten Male an ihm gesehen. Und er schloß die Augen, verdeckte dieses Lachen und öffnete sie nicht mehr. Und alsbald, nach zwei Stunden, verschied ein Versöhnter. —

Ich war müde. Ich ging hinaus und ging in den Pfarrhof. Aber ich hatte keinen Schlüssel. Sollte ich die Mägde wecken?

Ich ging zum Gartenhäuschen. Die Hunde sprangen um mich, beleckten meine Hände. Ich zündete ein Streichholz an. Es war ein Bett hier und die Bücher lagen zerstreut am Boden herum. Goethe, nichts als Goethe. Nun brannte das kleine Petroleumlämpchen und ich saß auf dem Bett. Hektor hob vom Boden ein Buch auf und brachte es zu mir. Marschier! Da legte er es nieder und brachte ein anderes. Ich betete an diesem Abend, daß Gott, wenn es an dem sei, mich mit derselben Kraft leiden lasse, wie Onkel Joachim. —

BCU Cluj / Central University Library Cluj



Zineborn

Ein Brüststein neuer siebenbürgischer Erzählerkunst *

von Dr. Richard Csaki

Unser Land ist noch voll unausgeschöpfter Möglichkeiten für lebendige ursprüngliche Erzählerkunst. In unseren Städten mit ihren alten, winkeligen Gassen leben noch viele Originale, das Zusammenstoßen unserer rasserverschiedenen Volksstämme, der Hauch unserer siebenbürgischen, oben im Gebirge noch Urwaldfrische atmenden Landschaft, vor allem aber das patriarchalische Leben auf dem Lande, die Naturverwachsenheit der Dorfbewohner — all das bietet eine Fülle von Gegenständen, einen Reichtum der Gestaltung, wie ihn die ausgefogenen Literaturprovinzen des Westens gar nicht mehr ahnen. Eine begabte, formungsbedürftige Dichterhand müßte da nur mit derbem Griff zupacken, sie könnte Körner reinsten Goldes festhalten!

*

* Erwin Wittstock: Zineborn, Geschichten aus Siebenbürgen. Verlag der Krafft & Drotleff U. G., Hermannstadt 1927. Vgl. die vorstehende Erzählung.

Unsere Literatur ist eine im wesentlichen von lehrhaften Geistern geschaffene. Die Not der Zeiten hat sie geboren, weniger der Reichtum des aller Kreatur und allem Schöpferischen offenen Herzens. Unsere Literatur erreicht die ihr gemäßen Höhepunkte in den Schriften der Reformatoren und Humanisten und ihre hervorragendste Leistung in unserem Jahrhundert ist doch die „Sachsengeschichte“. Wir sind historisch und lehrhaft; wo frisches Blut pulsiert, wo starke Begabung sich zeigt und Ansätze zu rein dichterisch beurteilbarer Schöpfung macht, da wird sie zu bald von Politik (und jammervoll genug: von Lokalpolitik) umfungen und mündet in vielfach unfruchtbaren Zeitungs- und Zeitschriftenkampf ein.

*

Erwin Wittstock, der — wohl etwa 30 Jahre alt — eben seinen ersten Novellenband herausgegeben hat, ist ein Phänomen in dieser unserer literarischen Atmosphäre, wohl wert, daß wir aufhorchen und aus einer solchen, beglückenderweise doch auch bei uns scheinbar möglichen Erscheinung unsere frohen Schlüsse ziehen.

*

Eine fast Tolstoische Unmittelbarkeit des Einsatzes zum Thema oder zur Stimmung nimmt zunächst gefangen. Ein Satz — mit scheinbarer Naivität und Primitivität gezimmert oder meisterhaft knapp gefügt — führt eigentlich schon in den ganzen Komplex des zu Schildernden ein. Wir stehen mitten drin in der ganzen Grausigkeit und Spannung der Situation, vor dem ganzen unnennbarartigen Stimmungshintergrund der Jugenderinnerungen, oder befinden uns mitten auf dem Pfarrhof mit all dem Tur-Siebenbürgischen, das so unlösbar daran haftet. Oder wir erleben diesen Menschen oder eine ganze Menschengruppe mit all ihren Merkmalen — und doch ist ja nur noch eines, vielleicht ein scheinbar ganz unwesentliches, und ganz nebenbei genannt. Was ist das Rätsel Tolstoischer Unmittelbarkeits-Kunst? Woran liegt es bei Wittstock (wenn ein Vergleich überhaupt gewagt werden darf), daß der erste Satz schon ganzes, geformtes Leben ist?

*

Gewiß, wir erleben hier etwas, was für unsere siebenbürgisch-sächsischen, reflektierende und nur im Bezug lebende Art ein doppeltes Glück bedeutet: jene strahlende, goldene Naivität des Herzens, jene frische Unbekümmertheit, die doch von ganz innen her erfaßt und deren äußerster Zynismus noch immer ein Stück erdhaftester Gutmütigkeit atmet. Wir sehen jene weiten Bezirke des Seelenlebens, deren unendliche Perspektiven wir uns bisher nur in die russische Steppe projiziert denken konnten, einmal nun in den engen Bergkesseln unserer siebenbürgischen Heimat. Wir merken, wie patriarchalisch noch die tiefsten Verwurzelungen unseres Daseins im Dorfe sind, daß ein Mensch, der auf dem Dorfe großgewachsen, inzwischen durch das zivilisatorisch-westliche Leben geschritten ist, dieses Volksleben so bis auf den Grund und sich selbst getreu ausschöpfen konnte. In diesem Sinne liegt hier die plastischste Volkskunde des siebenbürgischen Volkslebens — nicht nur des sächsischen — vor, die man sich vorstellen kann.

*

Die aufwühlenden Rätsel des Kindererlebens, die erschütternden Fragezeichen des Weltkrieges mit den Spuren in Jünglingsherzen, die quälende Enge und wieder breit ausladende Lebensgeste unseres siebenbürgischen Dorfsvolkes und der organisch hineinverpflanzten „Literaten“ mit ihren weitreichenden geistigen Nöten und Sorgen — das ist die Welt dieser Erzählungen. Harte und derbe Einzelzüge sind durch sie bedingt. Groteske und Seelenzartheit, blutiger Tod und einfältige Heiterkeit ländlicher Herzen, grausiger Humor und unerschütterlicher sächsisch=dozentenhafter Ernst — all das wohnt hier dicht beieinander und fügt sich zu Bildern von oft atemberaubender Spannung und geschlossenster Kraft. Wenn manchmal eine anfangs kräftig angepactete Gestalt schließlich zu einem Schemen verfliekt, wenn eine Handlung nicht immer stracks ihrem naturbestimmten Ende zugeht — was macht es aus gegen die Wucht mancher Seite! Unbekümmert um das literarische Urteil — ganz wie die großen Russen — geht auch dieser Erzähler seinen Weg. Er ist eben Erzähler wie die Russen — sonst nichts. Kein Literaturfeg, kein Stilbessener, keiner der so belesen ist, daß ihm bei jeder Schilderung dieses oder jenes Vorbild in den Nacken schlägt. Er erzählt, und erst nachher stellt sich heraus, daß künstlerische Unebenheiten da sind — Stellen, die beim Glase Bier völlig kunstlos erzählt sein könnten, und dann wieder Stellen, an denen kein Literaturpapst auch nur ein Wörtchen ändern dürfte.

So ist uns dieses, unserem siebenbürgischen Schrifttum gewordene Geschenk gerade in jener „kunstlosen“ Form recht. Denn es ist endlich einmal quellendes, aus Vollem, aus Begabung, Unbekümmertheit und aus dem Reichtum unserer Inhalte geschöpftes Leben. Es ist wirkliche Dichtung!



Ein Ruhmesblatt deutscher Geistesgeschichte

Zum 125jährigen Gründungstag der einstigen deutschen Universität Dorpat in Estland

von Johannes Beermann-Reval

Im Flußthal des Embach liegt im heutigen Estland die alte Stadt Dorpat, überragt von dem sogenannten Domberge mit der mächtigen Ruine des gotischen Domes. Wechselnd wie die Geschichte des Baltentums war auch das Schicksal dieser Stadt. Einst war sie ein wichtiges Mitglied des Hansabundes und regulierte den Handel nach dem deutschen Kaufhof in Nowgorod. Gleichzeitig war sie aber auch Residenzstadt des landesherrlichen Bischofs von Dorpat. Sie wurde in den Moskowiterkriegen mehrfach völlig zerstört und ihrer Einwohnerschaft beraubt. Doch erhob sie sich immer wieder aus den Trümmern und konnte im vorigen Jahrhundert die ruhmvolle deutsche Universität Dorpat beherbergen.

Die Aufgabe des Deutschbaltentums bestand von jeher im Grenzschutz der westlichen Kultur gegen die asiatische Barbarei. Zugleich war damit die Vermittlung westlicher Kulturwerte nach dem Osten verbunden. In diesem Doppelsinn hat auch die deutsche Universität in Dorpat gewirkt. Sie war eine Hochburg deutscher Wissenschaft, deren Wirkungsfeld bis in die weitesten Fernen des grenzenlosen Rußland ausstrahlte.

Bereits zur Zeit der Schwedenherrschaft hatte der edle König Gustav Adolf im Jahre 1632 hier eine Hochschule begründet, die bis zum nordischen Kriege bestand. Erst um die Wende des neunzehnten Jahrhunderts gelang es den baltischen Ritterschaften den russischen Kaiser Paul an das Versprechen des Zaren Peter I. zu erinnern, die von dem letzteren zerstörte Universität wiederherzustellen. Endlich am 21. April (alten Stils) 1802 wurde sie mit 7 Professoren und 19 Studenten eröffnet. Doch gab es bald Spannungen zwischen dem Professorenkollegium und dem Kuratorium der Ritterschaften. Da gelang es dem ersten Rektor Georg Friedrich Parrot bei dem Kaiser Alexander I., an dessen Geburtstag, dem 12./24. Dezember 1802, die Bestätigung der kaiserlichen Fundationsurkunde zu erreichen. Durch diese gewann die Hochschule erst die für ihre Entwicklung notwendige autonome Gestalt.

Seit diesem Tage sind nun 125 Jahre vergangen. Die Universität blieb bis zum Jahre 1889 rein deutsch, wo die Zwangsrußsifizierung im Baltikum einsetzte. Diese machte weder vor dem Rechte und der Religion noch vor der Wissenschaft halt.

Zwei Männer haben für den Ausbau der jungen Universität gesorgt: der Livländer Fürst Karl Lieven, der in den Jahren 1817 bis 1828 Kurator der Universität und von 1828 bis 1833 Bildungsminister von Rußland war und der westfälische Bauernsohn Professor Gustav Ewers als Rektor der Hochschule von 1818 bis 1830. Sie versahen sie mit den notwendigen wissenschaftlichen Instituten und Laboratorien und einer umfangreichen Bibliothek. Die auf den einstigen Grundmauern des bischöflichen Residenzschlosses erbaute Sternwarte erhielt den seinerzeit größten Refraktor Frauenhofers. Bald blühte das wissenschaftliche Leben in Dorpat auf und das gesamte Deutschum Est-, Liv- und Kurlands entsandte seine Söhne auf die Landesuniversität. Von der allgemeinen deutschen Burschenschaft ausgehend, entstanden hier bald die korporativen Landesverbindungen Curonia, Estonia, Livonia und Fraternitas Rigensis, denen später jüngere zur Seite traten und die im Dorpater Chargiertenconvent einen eigenen Burschenstaat mit unabhängiger Gerichtsbarkeit bildeten. Hier verbanden sich alle deutschen Familien des Landes zu einer festen Volksgemeinschaft, welche dem Anprall der Rußsifizierung und noch schlimmeren Unbilden standhalten konnte.

Worin lag der eigenartige geistige Wert dieser Universität? — Als Motto könnte man über sie die Worte des größten, den die Hallen der alten Alma Mater beherbergt haben, des Naturforschers Karl Ernst von Baer setzen. „Die Naturgeschichte ist nichts weiter als der Sieg des Geistes über den

Stoff.“ — Diese Durchbringung der Materie mit dem Geiste führte in Dorpat aber keineswegs zum ausgesprochenen Intellektualismus und Rationalismus. Der Kernpunkt der baltischen deutschen Geistesart war und blieb die innige Naturverbundenheit. Sie kennzeichnet auch alle prominenten Wissenschaftler des alten Dorpat und die von hier kommenden geistigen Führer.

In zwangloser Reihenfolge seien hier die bekanntesten Gelehrten genannt: Karl Ernst von Baer, die berühmte Astronomenfamilie Struve, Joh. Erdmann, Theodosius Harnack und seine Söhne Adolf, Axel und Erich Harnack, C. Schirren, die Brüder Alexander, Arthur und Georg von Dettingen, Moriz Baron Engelhardt, Ernst von Bergmann, Ludwig und Wilhelm Stieda, Richard Zoepffel, Karl und Georg Dehio, P. von Bratke, Reinhold und Alfred Seeberg, D. Schmiedeberg, Adolf Strümpell, Wilhelm Ostwald, Theodor Schiemann, Leopold von Schroeder, Leo Gustav von Bunge, Paul Rohrbach, Meyer, Johannes Haller, Alexander und Erhardt Schmidt, Leo Bruhns. Von Nichtakademikern seien Viktor von Hehn, Graf Alexander Reysersling, der Freund Bismarcks und sein Enkel der Philosoph Graf Hermann Reysersling genannt.

Von den 14.000 Immatrikulierten der alten deutschen Universität Dorpat wurden 18 Mitglieder der Akademie der Wissenschaften zu St. Petersburg, 72 Professoren der eigenen Alma Mater, 100 Professoren russischer Universitäten, 41 Professoren an den Universitäten Deutschlands und Osterreichs, 39 Professoren technischer und tierärztlicher Hochschulen und 77 Dozenten an verschiedenen Universitäten. So wurde mithin jeder fünfzigste Student Hochschullehrer.

Welcher Segen von dieser Bildungsstätte nicht nur über das Baltikum, sondern auch über das große Rußland ausströmte, beweisen die 1100 Lehrer, darunter 58 Gymnasialdirektoren, 2250 Ärzte, 2000 Staatsbeamte, darunter 6 Senatoren und 3 Generalgouverneure, 4 Gouverneure, 51 Diplomaten usw. Fast ausnahmslos alle evangelischen Pfarrer Rußlands bis zum Ararat und den Gestaden des Stillen Ozeans stammten aus Dorpat.

Nach den trüben Tagen der Russifizierung erfolgte ein kurzer Lichtblick, als im Jahre 1918 zur Zeit der deutschen Okkupation die deutsche Universität für wenige Monate wieder auflebte. Seit der Begründung des estnischen Staates ist die Universität estnisch geworden.

Der 125 jährige Gedächtnistag wurde in allen deutsch-baltischen Kreisen festlich begangen. Er galt nicht nur der Vergangenheit, sondern auch der Zukunft. Der Geist des alten Dorpat knüpft unmittelbar an das alte Weimar Goethes an, war doch auch Maximilian von Klinger aus dem Jugendkreise Goethes einst Rurator der Universität. Dieser Geist hat das Baltikum vor der Mechanisierung bewahrt, dem der Westen Europas in so hohem Maße, dank der riesenhaften Entwicklung der Technik, unterlag. Die Zugänge zu den intuitiven Schaffenskräften der Seele wurden hier vom Materialismus nicht verschüttet. Von hier

schöpft auch das heutige deutsch-baltische Geschlecht seine Kraft, um den Sieg des Geistes über die Materie, deren Alleinherrschaft vom Osten herandrängt, zu behaupten.



Rundschau

Vom deutsch-kirchlichen Leben in Nordschleswig

Da in Nordschleswig Deutsche und Dänen protestantisch sind, gehörten auch die Deutschen mit der Übernahme Nordschleswigs durch den neuen Staat automatisch der dänischen Volkskirche an. Sie wurden aber namentlich dort, wo sie sich in stärkerer Minderheit befanden, sehr vernachlässigt, so daß im Jahre 1925 nur noch in 29 Gemeinden gegen 88 vor der Abtretung deutsche Gottesdienste abgehalten wurden. Dieser Umstand führte zu einer Losstrennungsbewegung deutscher Gemeinden von der dänischen Volkskirche und zur Begründung der „nordschleswigischen Gemeinde der schleswig-holsteinischen Landeskirche“. Diese selbständige Organisation hat dazu geführt, daß heute schon 41 Gemeinden ihre selbständigen deutschen Gottesdienste haben, daß Gemeindeabende sich bilden, Jugend- und Frauenvereine gegründet werden. Charakteristisch ist, daß nicht alle Gemeinden aus der dänischen Volkskirche ausgetreten sind, daß aber doch ein starker Zusammenhalt der neuen Gemeinden mit den bei der Volkskirche verbliebenen besteht. Es besteht ein gemeinsamer Ausschuß für kirchliche Fragen, der regelmäßig tagt, ein gemeinsames „Gemeindeblatt“ kommt in einer Auflage von 7200 Exemplaren heraus, alljährlich am 10. November findet die Gesamtagung aller deutschen Gemeinden statt. So ist es ein erfreuliches Zeichen, daß die Not der Zeit die deutsche Kirche in Nordschleswig in Einigkeit und Verinnerlichung neu geboren hat.

Balten in Deutschland

Das Jahrbuch des baltischen Deutschtums für 1928 enthält außer den Abschnitten, die über die Volkstumsarbeit in Lettland, Estland und Litauen handelte, auch einen besonderen Teil „Vom Baltentum in Deutschland“. Dies ist sehr bezeichnend für die Gegenwartslage der Balten, denn tatsächlich kann man von ganzen baltischen Kolonien in Deutschland sprechen, die versuchen, durch ihre Organisationen sich ihren spezifisch baltischen Lebensbestand zu sichern. Das Interessanteste an der Entwicklung seit dem Zusammenbruch ist darin zu sehen, daß aus der ursprünglich mehr charitativen, materiell-hilfsmäßigen Bestimmung der baltischen Verbände sich immer dringender das Problem der Bewahrung baltischer Gesinnung und Eigenart bei andererseits notwendiger Verwurzelung im neuen Lebensboden herauslöste. Die Balten in Deutschland, deren junge Generation

schon ganz in der Atmosphäre des Binnendeutschtums heranzuwachsen beginnt, sehen sich vor die Frage gestellt, ob sie dem Prozeß des allmählichen Hinübergleitens in die allgemeine geistige und seelische Struktur des reichsdeutschen Menschen freien Lauf lassen sollen, oder ob sie mit allen Mitteln baltischer Wesensart, die Erinnerung an die alte Heimat, das baltische Zusammengehörigkeitsgefühl pflegen sollen. Sie entschieden sich mit einem kräftigen: Ja, für die letztere Lösung. Sie gehen dabei von der Begründung aus, daß sie durch Beibehaltung ihres spezifischen Charakters im Kulturleben des Mutterlandes selbst eine wirksamere Arbeit leisten können, als wenn sie der Farblosigkeit der Großstädte, in die sie meist verschlagen worden sind, anheimfallen. Überdies ist es natürlich auch für das Volkstum in Lettland und Estland von ausschlaggebender Bedeutung, daß heimattreue baltische Verbände und einzelne Persönlichkeiten im Reich baltische Interessen dauernd und wirksam vertreten. Es erfüllt mit Staunen, wenn in dem Bericht über das Baltikum in Deutschland z. B. gesagt werden kann, daß etwa 40 baltisch-deutsche Journalisten in Deutschland leben und an jeder Hochschule mindestens je ein Professor baltischer Herkunft tätig ist. In Misdroy wirkt eine baltische Schule mit 240 Zöglingen, die nicht nur geborenen Balten, sondern auch Reichsdeutschen eine glückliche Verbindung reichsdeutscher Bildungshöhe und baltischer Charakterlichkeit auf den Lebensweg gibt.

Die Art, wie die „Auslandbalten“ das Problem ihrer Verwurzelung in der neuen Sphäre mit der Zugehörigkeit zum alten Stamm, lösen und gelöst haben, ist beispielgebend auch für uns andere Auslandsdeutsche. Wenn wir auch nicht in demselben Ausmaß eine Massenvertreibung aus der Heimat erlebt haben, so ist die Zahl unserer Volksgenossen, die in Deutschland sind, doch größer, als gewöhnlich angenommen wird. Wieviel Sudetendeutsche, Siebenbürger usw. leben doch bloß in Berlin. Eine bewußte Pflege auch ihrer Eigenart kann dem deutschen Gedanken nur nützlich sein!

Herbsttagung des deutschen Kulturrates in Estland.

Das Deutschtum Estlands ist dank dem Gesetz der Kulturselbstverwaltung der Minoritäten in die Lage versetzt, sein Schulwesen, das bis dahin dreizehn estnischen Kommunalselfstverwaltungen unterstand, selbständig zu verwalten. Die höchste Körperschaft dieser Selbstverwaltung bildet der Kulturrat. Dieser trat am 4. und 5. Dezember 1927 in Reval zu seiner Herbstsession zusammen, um über die wichtigste Frage des deutschen Schulwesens, das zukünftige Schulnetz zu beraten.

Die durch die Agrarreform herbeigeführte wirtschaftliche Not des Deutschtums beschränkt den Ausbau des Schulwesens. Die Steuer der deutschen Kulturselbstverwaltung und die freiwilligen Spenden der deutschen Geschäfte und Industriebetriebe bilden seine finanzielle Basis. Dazu kommen noch die gesetzlichen Ver-

pflichtungen des Staates und der Kommunen, die für das öffentliche deutsche Schulwesen notwendigen Mittel herzugeben. Von diesen finanziellen Voraussetzungen mußte die deutsche Kulturverwaltung bei der Ausarbeitung des Entwurfes eines Schulgesetzes ausgehen. Andererseits aber mußte das starke Bildungsbedürfnis berücksichtigt werden, da das estländische Deutschtum vorwiegend aus einer Oberschicht besteht.

Das estnische Schulwesen kennt eine allgemeine sechsjährige Grundschule mit einer anschließenden höheren Schule. Das verleitet die Schüler zur Fortsetzung des Bildungsganges in den Hochschulen und lenkt sie von den praktischen Berufen ab. Für Akademiker sind aber die Berufsmöglichkeiten in Estland sehr beschränkt. Es galt daher den Typus einer Mittelschule (nach dem Muster etwa der preussischen Mittelschule) zu schaffen, der für die praktischen Lebensberufe vorbereitet. So baut sich denn das von der deutschen Kulturverwaltung ausgearbeitete Schulgesetz in folgender Staffelung auf: Auf dem flachen Lande und in einzelnen kleineren Städten sind sechsjährige Grundschulen vorgesehen, wobei in den letzteren ergänzende Klassen eine abgerundete Bildungsmöglichkeit gewähren, zugleich aber den Befähigteren den Übergang in die voll ausgebauten höheren Schulen der großen Städte erlauben. Billige Internate und Stipendien sollen auch den begabten unbemittelten Kindern den Weg zur höheren Bildung erschließen.

Die Tagung des deutschen Kulturrates war von tiefem Verantwortungsgefühl getragen, mußte doch so manche Schule darauf verzichten, weiterhin Subventionen von der Kulturverwaltung für die im Schulgesetz nicht vorgesehenen Klassen zu erhalten. Zwei Schulen droht der völlige Abbau.

Aus den Debatten ergab sich der feste Wille, die bisherige kulturelle Höhe nicht zu verlassen. Das Deutschtum Estlands hat sich durch die Jahrhunderte als führende Oberschicht behauptet. Es fühlt sich vor sich selbst und dem großen deutschen Muttervolke verpflichtet, auch fernerhin die bisherige kulturelle Stellung zu behaupten. Es darf daher keine Senkung des Bildungsniveaus eintreten. Eine gewaltsame Sperrung der höheren Bildungsmöglichkeiten für aus geistigem Milieu stammende Kinder kann nur schlechte Handwerker und schlechte Bauern schaffen. Daher ist nach Ansicht des Kulturrates der Mittelschultypus so zu gestalten, daß er die Wege zum freiwilligen Erfassen der praktischen Berufe ebnet, aber auch den begabteren Kindern die Möglichkeit der weiteren Bildung nicht verschließt. Auch im Handwerkerstande soll die Vorbildung zu leitenden Stellungen führen, da deutsche Lehrlinge und Gesellen bei fremdstämmigen Meistern national gefährdet sind. In den großen Städten hat der Mittelschultypus gewichtige Aufgaben für die praktischen kaufmännischen Berufe vorzubereiten.

So nahm der Kulturrat die Vorlage der deutschen Kulturverwaltung an. Die hierdurch erzielten Ersparnisse sollen noch dadurch vermehrt werden, daß die Grundschulen nach Möglichkeit zu öffentlichen umgestaltet werden. Dann sind der Staat und die Kommunen gesetzlich verpflichtet, für ihren Unterhalt zu sorgen. Die freitwerdenden Mittel werden eine Aufbesserung der Lehrergehälter um 50% ermöglichen.

Die wirtschaftliche Not verlangt eine Verkürzung der Front. So sieht sich vor allen Dingen das einstige kulturelle Zentrum des Baltikums, die Universitätsstadt Dorpat gezwungen, ihre drei höheren Schulen um eine zu verkürzen. Die Zahl der Schulkinder ist hier zurückgegangen und die Beschaffung der Mittel für den Unterhalt der privaten höheren Schulen ist zu schwierig. Erschütternd ist es, daß der Abbau dem einzigen altklassischen Gymnasium des Landes droht. Die letzte Entscheidung dieser Frage ist bis zur Frühjahrssession des Kulturrates vertagt worden, der auch für eine weitere klassische Bildungsmöglichkeit zu sorgen haben wird. Geplant wird die Eröffnung eines klassischen Zweiges der Revaler Domschule.

Kennzeichnend für das deutsch-baltische Bildungsgut ist stets der starke irrationale Moment gewesen. Darin liegt auch im letzten Grunde der große Opferwille und die Selbstdisziplin der Balten beschlossen. Beides hat über die schwersten Jahre hinweggetragen. Aufgabe des estländischen deutschen Schulwesens wird es auch in Zukunft sein dem Rechnung zu tragen.

Kunst und Alltag!

Dies ist eine Forderung, die man jetzt lauter denn je erheben sollte, im Interesse der arbeitenden, hastenden, geplagten Menschheit von heutzutage. Denn es sind ihrer nicht gar zu viele, die genügend Muße haben, für lange Feiertage von dem rastlosen Jagen der Arbeitstage völlig frei zu werden und sich in den heiligen Zauberbann der Kunst, in ihre Tempel, zu flüchten. So muß die Kunst zu ihnen kommen. Nicht nur an Sonn- und Festtagen, sondern immer, täglich, stündlich. Wieviel Licht und Freude strahlt in den Alltag, wenn uns von der Wand in unserem Heim, in unseren Arbeitsräumen ein schönes Bild grüßt. Ruhe strömt in die zermürbte Seele, neue Kraft und Frische zur Arbeit. Aber nur wahre Kunst ist es, die so zu wirken vermag. Hüten wir uns vor unwahrer, vor Pseudo-Kunst, vor süßlichen sentimentalischen Bildern u. dgl., die nur „vortäuschen“ wollen und mit echter Kunst nichts zu tun haben. Es gibt auch Bilder, deren Anschaffungswert nur gering ist und denen dabei doch der Wert eines Originalbildes zugesprochen werden darf. Das sind die herrlichen farbigen Künstlersteinzeichnungen, wie sie z. B. der Verlag B. G. Teubner, Leipzig, herausbringt. Die durch die Technik der Künstlersteinzeichnung bedingte Einfachheit und Schlichtheit der Formen, die kräftige Linienführung, das Leuchten der Farben verleihen den Bildern etwas unendlich Einprägsames und Erquickendes.

Wir können hier nur einige der schönen Blätter kurz erwähnen: Georgis „Postkutsche“ — ein Stück guter alter Zeit in einen warmen, bunten Herbsttag gestellt; Volkmanns „Wogendes Kornfeld“ mit dem leuchtenden Gold der Ähren vor dunklem Himmel; Stimmungen aller Jahres- und Tageszeiten, wie Schachts „Sage der Rosen“, Roegges „Abendspaziergang“. Auch Schneelandschaften voller

Reinheit und Schöne gibt es: Biefes „Scheidender Tag“, Oswalds „Mühle im Schnee“; dann Bilder, die die Kinder erfreuen: wie Hildebrands „Was der Mond erzählt“, Genzmers „Volkslied“, Rämmerers Weihnachts- und Osterbilder. Ferner werden uns malerische Städtebilder gezeigt: Alt-Frankfurt, Rothenburg, Nürnberg usw. Freunde der Schattenrißkunst seien auf die Werke Meister Diefenbachs „Per aspera ad astra“ und „Göttliche Jugend“ hingewiesen, auf die reizenden Blätter aus der Biedermeierzeit von Gerda Luise Schmidt.

So läßt sich auch für einen knappen Geldbeutel die Forderung „Kunst für den Alltag“ verwirklichen. Näheren Aufschluß erteilt der Katalog mit etwa 150 farbigen Abbildungen, den der Verlag B. G. Teubner, Leipzig, Poststraße 3, verschickt.

Bücherschau

Dr. Ernst Schulze: Ruhrbesetzung und Weltwirtschaft. Eine internationale Untersuchung der Entwicklung der Ruhrbesetzung auf die Weltwirtschaft. Verlag Glöckner, Leipzig 1927.

Der bekannte Weltwirtschaftsforscher und Direktor des Weltwirtschaftsinstituts an der Handelshochschule Leipzig, Professor Dr. Schulze, legt sein Gewicht in die Waagschale, um Zeugnisse aus den führenden wissenschaftlichen Federn Deutschlands, Österreichs, Belgiens, Ungarns, Hollands, der Schweiz, Italiens, Schwedens, der Tschechoslowakei, Amerikas, Frankreichs, Englands beizubringen, die die Unsinnigkeit der Ruhrbesetzung als wirtschaftliche Maßnahme dartun. Ein glänzendes Beispiel, wie Wissenschaft der Praxis bahnbrechend dient!

C. Schaeffer und F. H. Broch: Völkerrecht. Verlag Hirschfeld, Leipzig 1928.

Dieses für jeden den Weltereignissen Zugewandten und daher mit völkerrechtlichen Fragen in Berührung Kommenden nützliche Buch erscheint als 15. Bd. im „Grundriß des privaten und öffentlichen Rechts sowie der Volkswirtschaftslehre“. Das Buch ist kurz und klar gefaßt und in seiner Übersichtlichkeit unübertrefflich.

Osteuropäische Länderberichte. Bd. 1: Polen, Sowet-Rußland, Lettland, Estland, Litauen. Bd. 2: Rumänien, Jugoslawien, Bulgarien. Herausgegeben vom Ost-Europa-Institut in Breslau. Verlag M. und S. Marns, Breslau 1927.

Die intensive und weit ausgreifende Arbeit des Osteuropainstituts in Breslau, die in organischer Verbindung mit Stellen des praktisch-wirtschaftlichen Lebens vor sich geht (Industrie- und Handelskammer, Banken usw.), hat hier eine überaus wertbare Publikation gezeitigt: Es wird ein Überblick über die jüngste Entwicklung und gegenwärtige wirtschaftliche Lage des europäischen Ostens und Südostens geboten. Besonders instruktiv werden die beiden Bände dadurch, „daß in allen Beiträgen der Nachdruck auf die Analyse der Handelspolitik, sowie die zahlenmäßige Darstellung des Außenhandels und die internationale Verflechtung der einzelnen Wirtschaftsgebiete“ gelegt wird. Das Werk ist unentbehrlich für jeden Wirtschaftspolitiker des Reiches, der Orientierung über den Südosten sucht, und selbstverständlich auch für jeden Wirtschaftspolitiker des Ostens und Südostens selbst.

Dr. Th. Grentrup: Nationale Minderheiten und katholische Kirche. Ausschuß für Minderheitenrecht. Quellen und Studien zum Nationalitätenrecht. Heft 1. Verlag Ferdinand Hirt, Breslau 1927.

Die vorliegende Schrift sucht, von den Rechtsgrundlagen ausgehend, dem Problem nachzukommen, wie die katholische Kirche sich im großen ganzen, vor allem aber auch im Einzelstaat und in der Einzelseelsorge den nationalen Minderheiten gegenüber zu stellen habe, um sie zufriedenzustellen und sie innerlich nicht zu verlieren. Was als das internationale Ergebnis uns entgegenspringt, ist der tiefe Ernst und die klare Erkenntnis, mit der hier das Gegenwartsproblem, „das sich zu immer größerer Bedeutung auswächst“, angepackt wird.

Hugo Grothe: Siebenhundert Jahre deutschen Lebens in der Zips. Ein illustriertes Quellen- und Lesebuch zur Landes- und Volkskunde, Siedlungs- und Geistesgeschichte. Mit vierzig Abbildungen, drei Textzeichnungen und drei Kartenbeilagen. Rohland und Berthold-Verlag, Crimmitschau. 1927. Gebunden 10 R. Mk.

Als genußreiches Lesebuch hat dieses Werk für jeden Freund des Auslandsdeutschums ganz außerordentliches Interesse, als geschickte Auslese aus dem reichen Zipser Schrifttum bedeutet es für den besinnlichen Leser wertvolle Anregung zum weiteren Vertiefen in die auszugsweise vorgeführten Quellenwerke. Jedes Kapitel des Buches gibt nämlich eine gute Auslese aus je einem Werke der Zipser Schriftsteller alter oder neuer Zeit, so daß in dem vorliegenden Buch eigentlich die Zipser selbst über ihr Land, dessen Geschichte und Eigenheiten reden. Grothe steigert das Interesse an diesem abwechslungsreichen Material noch ganz besonders durch Gruppierung desselben in acht übersichtliche Abschnitte.

Die wilde Hochgebirgswelt der Hohen Tatra kommt darin ebenso fesselnd zur Geltung, wie die wechselvolle Geschichte gewerbfleißiger, mittelalterlich verträumter Städte wie Reßmark, Leutschau; die Wohnorte, kennzeichnenden Baulichkeiten der deutschen Dörfer werden ebenso vorggeführt, wie auch die geistige Eigenart, Dichtung, politische Organisation, wirtschaftlichen Einrichtungen beachtet werden. Daneben entrollen sich auch wirksame Lebensbilder aus längst vergangenen Zeiten, z. B. Räuberleben in den Religionskriegen, Zunftleben. Dieser zusammenfassende Überblick über die zerstreut erschienenen wichtigsten Quellwerke war um so nötiger, da diese Werke in Deutschland verhältnismäßig wenig bekannt sind, aber zugleich um so wertvoller, da ein guter Teil derselben schon ganz vergriffen ist.

Auch Grothes eigene Beiträge über bisher unbeachtete Zipser Fragen streben nach Gründlichkeit und sind zumeist gut gelungen. Aber einzelne hie und da unterlaufene Irrtümer — so besonders in dem Kapitel „Deutsches Dorf und Bauernhaus in der Zips“ — mit dem Verfasser zu rechten, verbietet hier der Raum. Auch die spezielle politische Lage dieses Inseldeutschums betrachtet er nur von rein binnen-deutschem Standpunkt, beurteilt also namentlich die magyarenfreundliche Haltung der Zipser in der Vergangenheit manchmal vielleicht allzu streng.

Im ganzen bedeutet dieses gut unterrichtende, mit passenden — zumeist eigenen — Bildern würdig ausgestattete Buch einen bedeutenden Gewinn, darf daher allen Lesern wärmstens empfohlen werden.

Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens, herausgegeben von Dr. Wilhelm Volz, Breslau 1926. Ferdinand Hirt, 388 S. Gebunden 9 R. Mk.

Vorliegendes Werk behandelt in sehr anregenden Aufsätzen die verschiedensten Probleme der randlichen Mischvölker, da auf ostdeutschem Volksboden Sprachgrenze nicht zugleich Volksgrenze bedeutet.

Ein großer Teil der Aufsätze beschäftigt sich mit Böhmen und Mähren, und zwar mit der B. Bretholz'schen Markomannentheorie, die von A. Dopot historisch, von E. Gierach sprachlich beleuchtet und gestützt wird. Ausgezeichnet geschult, beweist E. Gierach mittels Fluß- und Bergnamen, daß die Tschechen und Slowaken nach Böhmen, Mähren und Oberungarn in der zweiten Hälfte des 6. Jahrhunderts eingewandert sein mögen. Hier fanden sie einige germanische Völkerreste (Markomannen und Quaden) vor, die auch noch damals bestanden, als die deutschen Einwanderer dahin im 12.—13. Jahrhundert in größeren Massen kamen.

Einige Aufsätze unterrichten gut über die Völker und Völkerwanderungen im vorgeschichtlichen Ostdeutschland, andere Kapitel behandeln sehr tiefgründig die Geschichte Politik des Deutschen Ordens in Preußen, bzw. die deutsche Bevölkerung des Ordenslandes Preußen, oder zeigen den Verlauf der verschiedenen agrarpolitischen Probleme Ostdeutschlands bis auf die Gegenwart. Doch ebenso sorgfältig werden in zahlreichen anderen Aufsätzen die verschiedenen Fragen vorgeführt, die sich auf die verschiedenen slawischen Reste der Elbe- und Weichselländer beziehen. Unter anderen weist M. Wasmer mit sprachlichen und pflanzengeographischen Mitteln als Urheimat der Slawen die Gegend zwischen Pinsk—Kiew nach.

Die Verfasser der einzelnen Aufsätze sind erprobte Fachleute auf diesem Forschungsgebiet, die es verstehen, den Kern der einzelnen Fragen deutlich herauszuarbeiten, dabei aber all dies doch zugleich äußerst anziehend und anregend vorzuführen. Doch auch im ganzen genommen, bietet dieses empfehlenswerte Buch ein eindrucksvolles, dabei abgerundetes Bild ostdeutschen Siedlerlebens.

Dr. Karl Egon Gundhart: Die Veröffentlichungen über das Deutschtum der Gebiete Sathmar, Bihar und Marmarosch. Siebenb.-Deutsche Verlags-Aktiengesellschaft, Hermannstadt 1927.

Der unermüdlige und selbstlose Arbeiter für das neuentdeckte Deutschtum dieser Gebiete gibt uns ein unentbehrliches Hilfsmittel in die Hand, indem er eine fast lückenlose Zusammenstellung der Broschüren, der Abschnitte aus Sammelwerken und Zeitschriften, der Zeitungsartikel und Flugschriften erreicht.

Inhalt

Deutsch-baltische Gegenwart. Siebenbürgisches Widmungsblatt den Freunden in Estland von Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Schwarzes Meer. Den Freunden in Mangeapunar von Adolf Meschendörfer.

Frohinn und Lebenswille in siebenbürgisch-sächsischer Dichtung von Luz Korodi-Hannover.

Die Bienen. Siebenbürgische Erzählung von Erwin Wittstock-Hermannstadt.

Zineborn. Ein Prüststein neuer siebenbürgischer Erzählerkunst von Dr. Richard Szafi.

Ein Ruhmesblatt deutscher Geistesgeschichte. Zum 125 jährigen Gründungstag der einstigen deutschen Universität Dorpat in Estland von Johannes Beermann-Reval.

Rundschau: Vom deutsch-kirchlichen Leben in Nordschleswig. — Baltien in Deutschland.

— Herbsttagung des deutschen Kulturrates in Estland. — Kunst und Alltag.

Bücherchau.

Herausgeber: Dr. Richard Szafi-Hermannstadt.

Ostland-Verlag, Hermannstadt.